

H. Klein- und mittelstädtische Lebenswelten

von

Hannes Stekl und *Hans Heiss**

1. Das typologische Spektrum

Nach der zeitgenössischen Kategorienbildung besaß Cisleithanien nur sieben Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern, in denen 10,9 % der Gesamtbevölkerung wohnten; in Mittelstädten (20.000–100.000 Einwohner) waren es 7,3 %, in Kleinstädten (2.000–20.000 Einwohner) 32,3 %, in ländlichen Gemeinden (unter 2.000 Einwohner) 49,5 %. Ungeachtet divergierender Entwicklungen in den einzelnen Kronländern lässt sich ab 1880 generell eine rasche Zunahme der Zahl von „Kleinstädten“ feststellen. Die absoluten Zahlen lassen dieses Phänomen in einem noch grelleren Licht erscheinen: In den Karstländern hatten in der Endphase der Monarchie 87,5 % der Städte weniger als 10.000 Einwohner, in den Sudetenländern waren es 85,1 %, in den Alpenländern 80,1 %, in Galizien und der Bukowina 72,1 %¹. Im Königreich Ungarn lebte 1910 rund ein Fünftel (19,9 %) der Bevölkerung in Städten. Nur zwei Stadtgemeinden, die Metropole Budapest und Segedin (*Szeged*; *Szegeđ*), hatten mehr als 100.000, 47 weitere Städte mehr als 20.000 Einwohner, der Großteil (89, d. s. 64,5 %) lag unter dieser Schwelle².

Abgrenzungskriterien aufgrund von Bevölkerungszahlen bleiben freilich unbefriedigend. Die Termini „Kleinstadt“ und „Mittelstadt“ lassen sich kaum durch objektive Kriterien definieren, sie sind als kontextabhängige Konzepte zu verstehen. Bei der Begriffsbestimmung müssen daher neben demographischen, rechtlichen und topogra-

* Der vorliegende Artikel basiert in seinen Grundzügen auf folgenden Veröffentlichungen: HANNES STEKL (Hg.), *Kleinstadtbürgertum in Niederösterreich*. Horn, Eggenburg und Retz um 1900 (= *Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich* 27, Wien 1994); PETER URBANITSCH, HANNES STEKL (Hgg.), *Kleinstadtbürgertum in der Habsburgermonarchie 1862–1914* (= *Bürgertum in der Habsburgermonarchie* 9, Wien – Köln – Weimar 2000); HANS HEISS, HANNES STEKL, *Bürgertum und gesellschaftliche Modernisierung in Österreichs Kleinstädten 1850–1914*; in: CLEMENS ZIMMERMANN (Hg.), *Kleinstadt in der Moderne* (= *Stadt in der Geschichte* 31, Ostfildern 2003) 87–118.

¹ EMANUEL HUGO VOGEL, *Die Entwicklung des Städtewesens in Österreich auf Grund der „Vorläufigen Ergebnisse“ der Volkszählung vom Jahre 1910*; in: *Statistische Monatsschrift*, herausgegeben von der k. k. Statistischen Zentral-Kommission, Neue Folge 16 (1911) 564 ff.; WILHELM HECKE, *Die Städte Österreichs nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1910*; in: *Ebd.*, N. F. 18 (1913) 179–221.

² HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS IM JAHRE 1910 (= *Ungarische Statistische Mitteilungen*, Neue Serie 58, Budapest 1922) 25* ff. und 2 ff. (Tabelle 1). Siehe ferner HELMUT RUMPLER, PETER URBANITSCH (Hgg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2*; HELMUT RUMPLER, MARTIN SEGER, *Soziale Strukturen. Die Gesellschaft der Habsburgermonarchie im Kartenbild. Verwaltungs-, Sozial- und Infrastrukturen. Nach dem Zensus von 1910* (Wien 2010) Karte 10.2: *Gemeindegrößen nach der Einwohnerzahl 1910*.

phischen Merkmalen vor allem die politisch-administrativen, wirtschaftlichen und kulturellen Funktionen berücksichtigt werden. Besonders deutlich zeigt sich dies am Beispiel Ungarns. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besaßen namentlich in den ausgedehnten Agrarregionen selbst kleine Marktflecken mit wenigen tausend Einwohnern für das bevölkerungsreiche Hinterland ähnliche zentralörtliche Funktionen und einen ähnlich differenzierten Sozialaufbau wie Kleinstädte. Erst die rechtlich-administrativen Reformen der siebziger Jahre, die eine Unterscheidung zwischen Munizipalstädten [törvényhatósági jogú város] als mit den Komitaten weitgehend gleichgestellte territoriale Einheiten und Städten mit geordnetem Magistrat [rendezett tanácsú város] vornahm, trugen der neuen Entwicklungsdynamik Rechnung. 1886 wurde die Zahl der mit Munizipalrecht ausgestatteten Städte in Ungarn und Siebenbürgen – einschließlich Budapest und der ein „corpus separatum“ bildenden Hafenstadt Fiume (Rijeka, Rieka, Reka; *Rijeka*) – mit 26 festgelegt und blieb bis zum Jahre 1907 konstant, in welchem Miskolc zur Munizipalstadt aufstieg. Die Gruppe der Städte mit geordnetem Magistrat umfasste 42 Orte. Darunter waren 33 ehemalige königliche Freistädte, die 1876 ihr Munizipalrecht eingebüßt hatten. Insgesamt ging die Anzahl der städtischen Siedlungen im Königreich Ungarn zwischen 1875 und 1910 von 201 auf 157 zurück³.

Die Kleinstädte der Habsburgermonarchie zeigten ein typologisch breites Spektrum. Die meisten dieser Gemeinden waren durch geringe Spezialisierung charakterisiert. Sie vereinten mit den Funktionen der Verwaltung, der gewerblichen Produktion und der Dienstleistungen eine stark ackerbürgerliche Struktur. Grundbesitz im Umland war für viele Klein- und Mittelbürger eine konstitutive Lebensgrundlage, die Stadt und Land verklammerte. Eine besonders enge Verbindung mit einer zunehmend spezialisierten, intensivierten und exportorientierten landwirtschaftlichen Produktion ist in zahlreichen ungarischen Städten festzustellen⁴. Seit der Jahrhundertmitte stieg mit dem Ausbau des Behördenapparates die Bedeutung der Verwaltungsstädte: Administrative Einrichtungen und Agenden wuchsen durch den Ausbau der Statthaltereien in den Landeshauptstädten sowie durch neue staatliche Mittelbehörden wie die Bezirksämter (ab 1854) und die Bezirkshauptmannschaften (1868). Hinzu kam die reformierte Justiz- und Finanzverwaltung. Schließlich machte die allgemeine Wehrpflicht in Österreich ab 1868 viele Städte zu Standorten von Garnisonen und der Heeresverwaltung. Der Ausbau von Bildungseinrichtungen sowie Neuerungen im Gesundheits- und Fürsorgewesen brachten eine Ausweitung städtischer Funktionen. Der „lange Schatten des Staates“⁵ beeinflusste die Stadtentwicklung der gesamten Monarchie erheblich. Die bereits im Vormärz punktuell einsetzende Industrialisierung gewann nach einer erneuten

³ ERNŐ DEÁK, *Das Städtewesen der Länder der ungarischen Krone (1780–1918) I* (= Veröffentlichungen der Kommission für Wirtschafts-, Sozial- und Stadtgeschichte 3, Wien 1979) 121 ff. Zu den Gemeindereformen in Ungarn vgl. VERA BÁCSKAI, *Small towns in eastern central Europe*; in: PETER CLARK (Hg.), *Small towns in early modern Europe* (Cambridge – Paris 1995) 77–89.

⁴ Vgl. FRANZ ERDEI, *Die „ungarische Stadt“* (Budapest – Leipzig 1943).

⁵ ERNST HANISCH, *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert* (= *Österreichische Geschichte 1890–1990*, herausgegeben von HERWIG WOLFRAM, Wien 1994). Der kontrovers diskutierte, wegweisende Band vernachlässigt allerdings weitgehend die urbane Dimension.

Wachstumsphase 1854–1859 an Dynamik und begünstigte aufgrund verbesserter Verkehrsverbindungen manche Klein- und Mittelstadt. Im industriell fortgeschrittenen Böhmen und in der südungarischen Bergbauregion durchliefen viele Klein- und Mittelstädte in kurzer Zeit mehrere Stadien demographischer und gewerblicher Expansion. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch der Aufstieg der Kurstädte. Klimatische und landschaftliche Gunst, zahlreiche Heilquellen und der aufstrebende Tourismus förderten in ganz Cisleithanien sowie besonders im Bereich des Plattensees deren Wachstum.

Ungeachtet ihrer zentralörtlichen Bedeutung verfügten Klein- und Mittelstädte jedoch über einige Gemeinsamkeiten, die sie als Lebenswelten nachhaltig prägten und eine durchaus originäre Form von „Mikro-Urbanität“ entstehen ließen. Wie Daten aus dem heutigen Österreich belegen, hatten zwischen 1869 und 1910 vor allem Gemeinden mit weniger als 5.000 Einwohnern eine dynamische Bevölkerungszunahme zu verzeichnen. Spektakuläre Wachstumsraten wiesen etwa Amstetten (510 %) und Berndorf (442 %) – sie wurden erst in der zweiten Jahrhunderthälfte zur Stadt erhoben – sowie Knittelfeld (392 %) und Villach (326 %) auf⁶. Auch in Ungarn vollzog sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein kontinuierliches Städtewachstum, das in den neunziger Jahren seinen Höhepunkt erreichte, sich jedoch zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Auswanderung nach Amerika wieder abschwächte. Gewinner des Migrationsprozesses waren neben Budapest in erster Linie Gemeinden mit mehr als 50.000 Einwohnern mit hohen Anteilen der Berufssparten Bergbau, Gewerbe und Verkehr. In der regionalen Verteilung hatte das Donau–Theiß-Becken mit rund 50 % den höchsten Anteil an Stadtbewohnern zu verzeichnen. Spektakuläre Bevölkerungszuwächse konnten zwischen 1869 und 1910 nur Gemeinden im Nahbereich der Hauptstadt, etwa Újpest (*Budapest*) mit 720 %, verzeichnen. Dagegen erreichten nur wenige Kleinstädte höhere Werte, darunter Steinamanger (*Szombathely*; *Szombathely*) (290 %), Szeklerburg (*Csikszereda*; *Miercurea Ciuc*) (182 %) oder Deutschendorf (*Poprad*; *Poprad*) (115 %)⁷. Besonders in solchen Gemeinden beschleunigte sich das ansonsten nur geringe Ausmaß gesellschaftlicher Differenzierung, wodurch bestimmte Teilsysteme – Wirtschaft, Politik, öffentliche Verwaltung, Religion, Kultur – eng miteinander verbunden blieben. Auch die Spannungsfelder zwischen Stadt und Umland, Zentrum und Peripherie, Besitz und Arbeit, kultureller Tradition und Avantgarde, Staat und Kirche, Nationalitäten und Ethnien sowie zwischen politischen Gruppen prägten, vielfach abgefedert durch persönliche Kontakte und Verwandtschaftsbeziehungen, die Atmosphäre der Gemeinden. Urbanität bedeutete stets die Herauslösung aus vertrauten Beziehungen, aus emotionalen und kognitiven Gewissheiten, ein „disembedding“⁸. Beschleunigung, kontinuierlicher Wandel und Diskontinuitäten ersetzten stabile lebensweltliche und kulturelle Bindungen. Der „moderne“ Lebensstil erforderte auch in Kleinstädten

⁶ ERNÓ DEÁK, Die städtische Entwicklung in der franzisko-josephinischen Epoche. Eine quantitative Untersuchung; in: ERICH ZÖLLNER (Hg.), Österreichs Städte und Märkte in ihrer Geschichte (= Schriften des Institutes für Österreichkunde 46, Wien 1985) 101 ff. (Tabelle 10); RUMPLER, URBANITSCH (Hgg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2 Karte 10.3: Entwicklung der Stadtbevölkerung 1869–1910.

⁷ HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 26* ff.

⁸ ANTHONY GIDDENS, Konsequenzen der Moderne (Frankfurt am Main 1995) 52 ff.

eine Neuorientierung. Teile der Bevölkerung betrachteten die Veränderungen als Herausforderung und suchten ihnen mit einer Orientierung an zeittypischen, großstädtischen Vorbildern bzw. mit einer autonomen Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens zu begegnen. Andere wieder standen der für sie widersprüchlich und unübersichtlich gewordenen Welt verständnislos bis ablehnend gegenüber und suchten Geborgenheit in dynastischer Loyalität und lieb gewordenen Gemeinschaften. Kleinstädtisches Leben oszillierte so zwischen der Beharrung auf Vertrautem, der teils bereitwilligen, teils erzwungenen Anpassung an die Moderne und der Suche nach Kompromissen mit dem Überkommenen. Schmale und in sich differenzierte bürgerliche Gruppen steuerten diesen Prozess. Dabei ergaben sich je nach Region, Stadtfunktion, Modernisierungsmuster, politischen Konstellationen und sozialer Stratifikation der Bevölkerung zeitliche und inhaltliche Unterschiede.

2. Politische Eliten, politische Themen, politischer Stil

Politische Handlungsfelder in Klein- und Mittelstädten waren gekennzeichnet durch den Übergang von einem stark personengebundenen Honoratiorensystem zu „moderner“ Parteipolitik. Lokale Herrschaft wurde lange nahezu unangefochten von bürgerlichen Eliten geprägt. Bei der Gewährung politischer Partizipationsrechte lässt sich in den beiden Reichshälften im Detail eine unterschiedliche Entwicklung erkennen. In den Ländern der ungarischen Krone suchte die Gesetzgebung des Jahres 1848 durch eine Ausweitung des Wahlrechts den Einfluss der Städte vor allem gegenüber dem Adel zu stärken. Wahlberechtigte Gruppen waren Besitzer von Häusern und Liegenschaften, deren Wert in Kleinstädten 300, in Mittelstädten 700 fl überschreiten musste, Handwerker, Kaufleute und Fabrikanten mit eigenem Betrieb bzw. mindestens einem Gesellen, Repräsentanten der „Intelligenz“ mit einem Mindestmietzins von 40 fl in Klein- und 60 fl in Mittelstädten, Bezieher von Einkommen mit mehr als 200 bzw. 400 fl sowie Inhaber eines alten Bürgerrechts. Reformen in den siebziger Jahren erweiterten das aktive Wahlrecht auf alle (Rechts-)Personen über 20 Jahre mit besteuerten Liegenschaften bzw. einem jährlichen Mindesteinkommen von 105 fl⁹. Dominierenden Einfluss besaßen die Virilisten – Höchstbesteuerte, die nach einer eigenen Rangliste jährlich ermittelt wurden –, da sie eine Mehrheit in den Munizipalausschüssen bzw. Stadtrepräsentanzen stellten. Versuche, der „Intelligenz“ durch rechnungstechnische Maßnahmen eine gleichwertige Position zu sichern, hatten nur in „entwickelten Städten“ mit etwa 50.000 Einwohnern Erfolg¹⁰. Im (später so bezeichneten) Cisleithanien wertete die „Verfassungsära“ mit dem neuen Reichsgemeindengesetz von 1862 den bürgerlichen Einfluss auch in Klein- und Mittelstädten auf. Das Dreiklassenwahlrecht, das auf der Grundlage des staatlichen Rahmengesetzes von den einzelnen Kronländern modifiziert wurde, führte zur Privilegierung der besitz- und bildungsbürgerlichen Kernwähler. Die Spitzensteuerzahler wählten im ersten Wahlkörper, der zweite integrierte die Bürger mit gehobenem Vermögen sowie die

⁹ DEÁK, Städtewesen I 204 ff.

¹⁰ EBD. 206; HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 29* ff.

„Ehren- und Intelligenzwähler“, wie es im zeitgenössischen Sprachgebrauch hieß, also Staatsbeamte, Advokaten, Ärzte, Priester, Lehrer; der dritte und größte Wahlkörper sammelte die Niedrigstbesteuerten, die zum Teil weder über die finanziellen Mittel noch über die spezifische Mentalität einer distinktiv bürgerlichen Lebensführung verfügten. Da jeder Wahlkörper ein Drittel der Mitglieder des Gemeindeausschusses stellte, konnten sich, besonders in wirtschaftlich dynamischen Gemeinden, kleine Gruppen vermögensstarker Wähler entscheidenden politischen Einfluss sichern. Nur in Städten mit eigenem Statut, wo ein absoluter Zensus in der Gemeindeordnung festgelegt war, ergab sich eine gleichmäßigere Verteilung des Elektorats auf die drei Wahlkörper. Bei einer insgesamt langsamen Zunahme schwankte der Anteil der Wahlberechtigten an der Gesamtbevölkerung in einem Sample von 22 Städten der westlichen Reichshälfte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwischen einem Minimum von 7,4 % in St. Pölten und einem Maximum von 22,3 % in Karlsbad (Karlovy Vary; *Karlovy Vary*)¹¹.

In den sechziger Jahren dominierte in vielen Kleinstädten ein mitunter diffuser Liberalismus. Wie Studien über die Steiermark belegen, zeigte sich bei den ersten Wahlen oft ein nur rudimentärer Politisierungsgrad¹². Vor den eigentlichen Wahlgängen erfolgten die Erstellung von Kandidatenlisten in informellem Rahmen, interne Absprachen, probeweise Vorwahlen im kleinen Kreis, das persönliche Bearbeiten der Wählerschaft, Versprechungen oder Drohung mit Sanktionen¹³. Anfangs herrschte noch vielfach eine zählebige Cliques- und Klientelbildung wie in Trient (Trento; *Trento*), wo die staatlichen Behörden vergeblich versuchten, das „undurchdringliche Geflecht aus familiären Verbindungen, geschäftlichen Beziehungen und politischen Freundschaften“¹⁴ zu durchschauen. Dennoch erfolgte binnen kurzem eine durchgreifende Erneuerung der Bürgervertretungen, die das Ausmaß des sozialen Wandels reflektierte. Noch verteidigten etablierte Gewerbetreibende, die in altständischem Sinn die Verbindung von „Bürgerlichkeit“ und „Hausbesitz“ hoch hielten und grundlegenden Veränderungen reserviert gegenüberstanden, zäh ihre alten Positionen. Doch zunehmend gewann eine quantitativ meist nur schmale Schicht von größeren Unternehmern an Einfluss. Besonders in der Frühphase der konstitutionellen Ära griffen einige Industrielle persönlich

¹¹ HANS HEISS, HANNES STEKL, PETER URBANITSCH, Zusammenfassung. Kleinstadt und Bürgertum in Cisleithanien 1862–1914; in: URBANITSCH, STEKL (Hgg.), Kleinstadtbürgertum 465–503; PETER URBANITSCH, Stadtbürgertum und Politik in Mittel- und Kleinstädten Cisleithaniens. Ein Werkstattbericht; in: *Études Danubiennes* 14/2 (1998) 13–47.

¹² ALFRED ABLEITINGER, EDITH MARKO-STÖCKL, KARL STOCKER, Frühe Konturen einer politischen Landschaft. Die Gemeindevertretungswahlen von 1861 in der Steiermark; in: HERWIG EBNER, HORST HASELSTEINER, INGEBOG WIESFLECKER-FRIEDHUBER (Hgg.), Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz (Graz 1990) 495–516.

¹³ Eine anschauliche Beschreibung örtlicher Reaktionen und Umsetzungsformen im ländlichen Raum Salzburgs bei HANNS HAAS, Postmeister, Wirt, Kramer, Brauer, Müller und Wundarzt. Trägerschichten und Organisationsformen des Liberalismus. Das Salzburger Beispiel – vom frühen Konstitutionalismus bis zum Kulturkampf; in: ERNST BRUCKMÜLLER, ULRIKE DÖCKER, HANNES STEKL, PETER URBANITSCH (Hgg.), Bürgertum in der Habsburgermonarchie (Wien – Köln 1990) 267 f.

¹⁴ THOMAS GÖTZ, Bürgertum und Liberalismus in Tirol 1840–1873. Zwischen Stadt und ‚Region‘, Staat und Nation (= Italien in der Moderne 10, Köln 2001) 377.

in die politischen Alltagsgeschäfte ein – wie etwa die Schaumweinfabrikanten Schlumberger in Bad Vöslau¹⁵. Großindustrielle und Aktiengesellschaften ließen sich durch ihre Manager vertreten¹⁶. Manche Unternehmer versuchten durch informelle Mechanismen bis hin zu angeblichen Wahlmanipulationen, wie in Bludenz¹⁷, ihre Interessen zu wahren, die sich keineswegs immer mit denen der Kommunen deckten. Auch in den Verwaltungszentren Cisleithaniens gewannen staatsnahe Intelligenz, Beamte, Juristen und Techniker, aber auch Ärzte und Advokaten spürbar an Bedeutung. Ihr Aufstieg vollzog sich nicht immer reibungslos. In Leoben bezeichnete 1865 ein Lokalblatt den Gemeindevorstand als „Genossenschaft der Hauseigentümer“ und forderte eine verstärkte Berücksichtigung der „Höhergebildeten“¹⁸. Diese stellten die älteren städtischen Autoritäten zwar meist nicht grundsätzlich in Frage, konkurrierten jedoch erfolgreich mit deren Deutungskompetenz.

Differenzierter gestaltete sich die Situation in Ungarn. Den vielfach zugewanderten Unternehmern in Industriestädten des südöstlichen Transdanubien, wie Fünfkirchen (Pécs, Pečuj; Pécs), war es schon vor 1848 gelungen, die Widerstände alteingessener Gewerbedynastien durch die Beherrschung von Handel und Kreditwesen zu brechen. In der zweiten Jahrhunderthälfte sicherten sie ihre Position durch aktive Mitwirkung in der lokalen Selbstverwaltung, vor allem durch den Vorsitz in kommunalen Fachausschüssen, weiter ab¹⁹. In Debrecin (Debreczen; *Debrecen*) und Miskolc dagegen konnte die entstehende lokale Industrie- und Finanzbourgeoisie erst nach dem Ausgleich langsam die Vorherrschaft der Gentry brechen, ohne sich dann von deren Wert- und Verhaltensmaßstäben zu distanzieren²⁰. Dagegen gaben in den großen Agrarstädten der Tiefebene und in den stärker kommerzialisierten Städten Transdanubiens, wie Steinamanger, Raab (Győr; *Győr*) oder Ödenburg (Sopron; *Sopron*), bis weit in das 19. Jahr-

¹⁵ OLIVER KÜHSCHELM, Bad Vöslau und seine Bürger (Bad Vöslau 1996) 142 ff. Allgemein HANNES STEKL, Unternehmer in Klein- und Mittelstädten Österreichs (1848–1914); in: ZSUZSA FODOR (Hg.), Vállalkozó polgárok a dunántúlon a dualizmus korában [Bürger-Unternehmer in Transdanubien zur Zeit des Dualismus] (Veszprem 1995) 49–63.

¹⁶ PAVEL KLADIWA, Der Einfluss der unternehmerischen Eliten einer industriellen Region auf die Kommunalpolitik vor dem Ersten Weltkrieg (am Beispiel der Unternehmerschaft in Mährisch Ostrava und Umgebung), Manuskript (Ostrava 2001). Dort stieg der Anteil der Unternehmer und ihrer Angestellten im Gemeindevorstand von 27,7 % (1861) auf 50 % (1913).

¹⁷ HUBERT WEITENSFELDER, Der Tunnel und die Arbeit. Bludenz im Zeitraum von 1814 bis 1914; in: MANFRED TSCHAIKNER (Hg.), Geschichte der Stadt Bludenz (Sigmaringen 1996) 502 f.

¹⁸ HEINRICH KUNNERT, Wilhelm Failhauer – Montanbeamter und Leobner Bürgermeister (1821–1900); in: Der Leobner Strauß 5 (1977) 146 f.

¹⁹ LÁSZLÓ SZITA, A pécsi vállalkozó polgárság és a helyi hatalom a 19. században [Die Bürger-Unternehmer von Fünfkirchen und ihre regionale Macht im 19. Jahrhundert]; in: FODOR (Hg.), Vállalkozó polgárok [Bürger-Unternehmer] 127–139.

²⁰ JUDIT TÓVÁRI, The Formation of the Civil Society and the Local Political Life in Hungary between 1872 and 1917; in: LÁSZLÓ Á. VARGA (Hg.), Társadalomtörténeti módszerek és forrástípusok [Sozialgeschichtliche Methoden und Quellentypen]. Salgótarján, 1986. szeptember 28–30. (= Rendi társadalom – Polgári társadalom 1, Salgótarján 1987) 551 f.

hundert Großhändler landwirtschaftlicher Produkte und reiche Intellektuelle den Ton an²¹.

Als integratives Element wirkte fast überall das aufstrebende Vereinswesen, das die Regierung ab 1852 vorsichtig freigab²² und 1867 in Cisleithanien weitgehend liberalisierte. Der Wunsch nach bürgerlicher Selbstgestaltung örtlicher Verhältnisse fand im Vereinsleben ebenso Ausdruck wie die konstitutionelle Umgestaltung der Monarchie und die nationale Zusammengehörigkeit. Gelegentlich war diese frühe Gründungsphase von bereitwilliger Kooperation zwischen den Nationalitäten geprägt²³. Doch rasch machte sich die Nationalisierung der Politik geltend. Als 1862 drei Bürger aus Hohenstadt (*Zábřeh*; *Zábřeh*) gemeinsam mit Bewohnern der Umgebung einen landwirtschaftlichen Verein mit tschechischer Verhandlungssprache gründen wollten, sprach sich die deutsche Gemeindevertretung gegen das Vorhaben aus²⁴. Dennoch entwickelte sich selbst in Kleinstädten zwischen etwa 1862 und 1873 ein wahrer Gründungs-Boom von Gesang-, Musik-, Lese-, Turn-, Verschönerungs- und konstitutionellen Vereinen²⁵. Sie alle erprobten Formen der Vergesellschaftung, die in Kleinstädten zwar oft mit älteren, ständisch-korporativen Geselligkeitsformen verschmolzen, aber auch neue Wege beschritten²⁶. Nur selten trennte das Vereinswesen traditionelle Gewerbebürger und innovationsbereite Industrielle derart deutlich wie in Aussig (Außig; *Ústí nad Labem*)²⁷. Obwohl vielfach die Führungsgruppen einer Stadt die wichtigsten Positionen besetzten – in Gran (Esztergom, Ostrihom; *Esztergom*) gaben 24 Familien im renommierten Kasino, in der Theatergruppe und im Gesangsverein den Ton an²⁸ –, ließ ihr Vorbild auch viele Kleinbürger, die von der Mitgestaltung kommunaler Politik ausgeschlossen

²¹ GÁBOR GYÁNI, *Az ipari vállalkozás szerepe a dunántúli városfejlődésben* [Die Rolle der industriellen Unternehmen in der Entwicklung der Städte in Transdanubien]; in: FODOR (Hg.), *Vállalkozó polgárok* [Bürger-Unternehmer] 7–19.

²² Zur Frühphase am Beispiel Wiens vgl. HANS PETER HYE, *Wiener „Vereinsmeier“ um 1850*; in: HANNES STEKL, PETER URBANITSCH, ERNST BRUCKMÜLLER, HANS HEISS (Hgg.), *„Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“* (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie 2, Wien – Köln – Weimar 1992) 292–316.

²³ In Marburg (Maribor; *Maribor*) brachte der Vertreter der „Čitalnica“, des Slowenischen Lesevereins, 1862 einen Toast auf die Gründung des Marburger deutschen Turnvereins aus; dieser wieder überließ dem Laibacher Turnverein „Južni sokol“ [Südlicher Falke] bei einem Besuch in der Stadt bereitwillig die Turngeräte; RUDOLF PERTASSEK, *Marburg. Von der „Marchburch“ zur Universitätsstadt* (Graz 2000) 228.

²⁴ LEOPOLD FALZ, *Geschichte der Stadt Hohenstadt von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1900* (Hohenstadt 1920) 221.

²⁵ Vgl. HANS PETER HYE, *Vereinswesen und bürgerliche Gesellschaft in Österreich*; in: *Beiträge zur historischen Sozialkunde* 19 (1988) 86–96.

²⁶ HANNES STEKL, HANS-PETER HYE, *„Ich will euch einen guten Namen hinterlassen.“ Die „Erinnerungen“ des altösterreichischen Unternehmers und Politikers Carl Wolfrum (1813–1888)*; in: HERBERT MATIS (Hg.), *Historische Betriebsanalyse und Unternehmer. Festschrift für Alois Mosser* (Wien 1997) 50.

²⁷ HANS PETER HYE, *Alt- und Neubürger in Aussig (Ústí nad Labem) um die Mitte des 19. Jahrhunderts*; in: ROBERT HOFFMANN (Hg.), *Bürger zwischen Tradition und Modernität* (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie 6, Wien – Köln – Weimar 1997) 247–269.

²⁸ PÉTER PIFKÓ, *The Role of Family Relationship in the Cultural Life of Esztergom at the End of the Nineteenth Century*; in: VARGA (Hg.), *Társadalomtörténeti módszerek* [Sozialgeschichtliche Methoden] 530 f.

blieben, in Vereinen ein angemessenes Tätigkeitsfeld finden. Hier konnte man „das Neue“, das entweder aus den Metropolen als Nachricht die kleinen Städte erreichte, manchmal aber auch im Ort selbst entstand, leichter verarbeiten.

Das systematische Aufbrechen der kleinstädtischen Horizonte erfolgte besonders durch besitz- und bildungsbürgerliche Aufsteiger. Viele von ihnen waren Zuwanderer, verkörperten eine neue Generation und hatten ihre „prägenden Erfahrungen“ im Neoabsolutismus und in der Konkordatsära erhalten²⁹. Obwohl die „Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung der verfassungsmäßigen Freiheiten“ auch für die Jüngeren ein wichtiges Ziel bildete³⁰, zielten ihre Ambitionen – im Gegensatz zu den „alten Achtundvierzigern“ – auf einen erneuerten Liberalismus. Man bemühte sich um gute Beziehungen zu den vielfach adeligen Bezirkshauptmännern, den örtlichen Vertretern von Kaiser und Staat als wichtigen Mittlern für die Verwirklichung regionaler Innovationen; die Verleihung des Ehrenbürgerrechts bildete eine verbreitete Geste von Dank und Ehrerbietung³¹. Aus der exklusiv männlichen Sphäre der Stadtpolitik blieben vermögende Frauen, die ihr Wahlrecht nur über einen Vertreter ausüben konnten, weiterhin ausgeschlossen. Als in Bad Vöslau einmal eine öffentliche „Debatte insbesondere von Seite der Interessierten weiblichen Geschlechts lebhaftere Formen annahm“, brach man die Gespräche kurzerhand ab³². Erst seit der Jahrhundertwende konnte man, zumal in den Landeshauptstädten und in größeren Gemeinden, die Forderungen der organisierten Frauenbewegung nicht mehr ignorieren. Das Weltbild der neuen Generation politisch engagierter Bürger festigte sich durch die erfolgreiche Abgrenzung von Kirche und Staat. Diözesan- und Ortskirchen erlebten diesen „Kulturkampf“ als schwerwiegenden Angriff auf ihre traditionelle Stellung. Sie konterten mit einem Gegenangriff vor allem auf bürgerliche Honoratioren und Vereine der kleinen Städte, für die „Fortschritt“ nicht nur wirtschaftliche Innovation, sondern auch Befreiung aus kirchlicher Kontrolle bedeutete³³. Solche Auseinandersetzungen, die von vergleichsweise milden staatlichen Eingriffen begleitet waren, zogen sich bis in die frühen achtziger Jahre hin.

Der stockende Ausbau des Verfassungsstaates und die Depressionsphase nach dem Börsenkrach von 1873 leiteten ein Jahrzehnt der Desillusionierung ein. Doch der parlamentarische und wirtschaftliche Abstieg der Liberalen zeigte auf der kommunalen Ebene nur langsam Wirkungen. Ein gezielt ausgebauten familiales Beziehungsgeflecht und Klientelbildung sicherten, getragen von integrativen charismatischen Leitfiguren, den Einfluss der sozialen Kernschichten sowie die bürgerliche Herrschaft vorläufig noch

²⁹ LOTHAR HÖBELT, Kornblume und Kaiseradler. Die deutschfreiheitlichen Parteien Altösterreichs 1882–1918 (Wien – München 1993) 73.

³⁰ So in den Statuten des 1870 gegründeten „Vereins der Verfassungsfreunde“ in St. Pölten, zit. ERHARD UNTERBERGER, Der Liberalismus in St. Pölten (1870–1918), phil. Diss. (Wien 1966) 7.

³¹ Vgl. etwa die ausführliche Darstellung bei ERNST WERNER, Österreichs Wiege – der Amstettner Raum I (Amstetten – Waidhofen an der Ybbs 1966) 290–299.

³² So bei einem Konflikt um die Vöslauer Wasserleitung nach einer Eintragung in der Gemeindechronik (1874) bei KÜHSHELM, Bad Vöslau 228.

³³ Vgl. die Auseinandersetzung um den Bau einer Beichtkapelle im oberösterreichischen Markt Ischl bei MARIA KATHARINA AIGNER, Ischl – Unpolitischer Kurort der Politik. Das Ischler Bürgertum von 1861 bis 1912, Diplomarbeit aus Geschichte (Wien 2001) 85.

ab. Ab den achtziger Jahren stellten neue politische Akteure den liberalen Grundkonsens in Frage. Dabei setzte in den meisten Gemeinden Cisleithaniens ein Elitenwechsel ein. Besonders die aufbrechenden nationalen Gegensätze veränderten in fast allen Kronländern die politische Atmosphäre. In Böhmen und Mähren waren bereits in den ausgehenden sechziger Jahren bei Landtags- und Reichsratswahlen in der mehrheitlich deutsch dominierten Städtekurie eigene tschechische Kandidaten nominiert worden³⁴. Als die Errichtung einer tschechischen Volksschule im mehrheitlich deutschen Olmütz (Olomouc; *Olomouc*) 1884 „auf höheren Auftrag gegen den Willen der Gemeindevertretung“ erfolgte, stellte der Bürgermeister drohend fest: „Wir wollen unser Gemeinwesen [...] auch in Hinkunft deutsch erhalten und erachten dies für unsere Pflicht. [...] Druck erzeugt Gegendruck, Angriff Notwehr.“³⁵ Handgreifliche Auseinandersetzungen und Sachbeschädigungen wurden im Verlauf der erbitterten Wahlkämpfe gang und gäbe³⁶. Seit den späten neunziger Jahren gingen mehrere gemischtsprachige Städte Mährens in tschechische Verwaltung über. In den dicht besiedelten Bergbauregionen Schlesiens entstanden tschechisch–polnische Spannungen auch entlang der konfessionellen Grenzen³⁷. Die Kroaten wehrten sich mit einer national geprägten „Modernisierung von innen“ gegen den verstärkten Magyarisierungsdruck, den der kroatisch–ungarische Ausgleich von 1868 beschleunigt hatte³⁸. In Krain öffneten sich zwischen Slowenen, Deutschen und auch Italienern tiefe Gräben. Im lange deutsch dominierten Cilli (Celje; *Celje*) brachen nach slowenischen Wahlerfolgen (1889) und dem Streit um die Errichtung von slowenischen Parallelklassen am Untergymnasium (1895) die gesellschaftlichen Kontakte zwischen den Angehörigen der beiden Volksgruppen ab³⁹. Parallel dazu entstanden Konflikte zwischen slowenischen Klerikalen und slowenischen Liberalen, die selbst in einer jungen Stadt wie Adelsberg (Postojna; *Postojna*) (1909) die Gemüter erregten⁴⁰. Heftig waren auch die Attacken der Deutschnationalen gegen die „Altliberalen“. Im Reichsrat verhinderte deren Zersplitterung zwar dauernden Machtgewinn, dafür wuchs in einzelnen Städten ihr Einfluss. Neben der Landeshauptstadt Graz (Gradec; *Graz*) wurden das niederösterreichische Krems, Wiener Neustadt (1896) oder auch die kleine schlesische Hauptstadt Troppau (Opava, Opawa; *Opava*)

³⁴ Über die Kandidatur des Kreisgerichtspräsidenten in: GEDENKBUCH DER STADT LEITMERITZ 1840–1894, Eintragung 30. Jänner 1867, Státní okresní archiv Litoměřice [Stadtarchiv Leitmeritz].

³⁵ JOHANN KUX, Geschichte der königlichen Hauptstadt Olmütz (Reichenberg – Olmütz 1937) 374 ff.

³⁶ Beispiele bei KAREL OTTO, Přehled dějin Nového Jičína do roku 1938 [Überblick über die Geschichte von Neutitschein bis zum Jahr 1938]; in: DERS. u.a. (Hgg.), Čtení o Novém Jičíně. K výročí 650 let města [Lesebuch über Neutitschein. Zum 650-Jahr-Jubiläum der Stadt] (Nový Jičín 1963) 26 ff.

³⁷ MARIA GAWRECKÁ, Die Nationalitätenproblematik in den Städten Österreichisch-Schlesiens vor dem Ersten Weltkrieg; in: Acta historica et museologica Universitatis Silesianae Opaviensis 1 (1994) 64–71; DAN GAWRECKI, Regionale und nationale Identitäten in Österreichisch-Schlesien im langen 19. Jahrhundert; in: KAI STRUVE, PHILIPP THER (Hgg.), Die Grenzen der Nationen. Identitätenwandel in Oberschlesien in der Neuzeit (= Tagungen zur Ostmitteleuropa-Forschung 15, Marburg 2002) 111–134.

³⁸ Vgl. GJURO SZABO, Stari Zagreb [Das alte Agram] (Zagreb 1990).

³⁹ FRITZ ZANGGER, Das ewige Feuer im fernen Land (Celje 1937) 131 f.

⁴⁰ DRAGICA ČEČ, Zakaj je Postojna hotela postati Mesto? [Warum Adelsberg Stadt werden wollte]; in: Zgodovina za vse 8/1 (2001) 36–51.

zu Hochburgen der Deutschnationalen. Ihre Demagogie stieß bei Politikern alter Prägung, wie dem St. Pöltner Advokaten Karl Heitzler, auf Befremden: „Mir fehlte es vollständig an Befähigung und Lust, wohl auch an Kraft, zu jenen Kampfmitteln zu greifen, welche nunmehr die modernen und wirksamen geworden waren, [...] daher zog ich mich auch vom öffentlichen, insbesondere vom politischen Parteilieben [...] immer mehr zurück.“⁴¹

Die eigentliche Herausforderung für das liberale Milieu kam von den Massenparteien, obwohl das Zensuswahlrecht deren Partizipation auf Gemeindeebene weiterhin begrenzte. Von der langsamen Ausweitung der Wählerbasis profitierte neben dem zweiten vor allem der dritte Wahlkörper. Mäßig dotierte Bildungsbürger, kleine Gewerbetreibende und vereinzelt auch hoch qualifizierte Arbeiter traten auf den Plan. Diese Mobilisierung wurde gestärkt durch einen neuen Wachstumsschub im Vereinswesen. Jede politische Richtung war bestrebt, die Vereinskultur für ihre Zwecke zu nutzen und ihren Sympathisanten identitätsstiftende Solidarisierungsmöglichkeiten anzubieten⁴². Seit den neunziger Jahren entfalteten sich neue Formen der Organisation und Agitation. Im Vorfeld der kommunalpolitischen Auseinandersetzungen wurden nun erweiterte Wählerversammlungen üblich, populistisch verknappte Reizthemen der Landes- und Reichspolitik gewannen erhöhte Bedeutung. Der „Brauhausstil“ mancher Politiker entsprach dem Ton der Stammtische, den politischen Brennpunkten vieler Kleinstädte: Die Verarbeitung von Bildungsrelikten zu Ideologemen, ein Gemisch von idyllischen und brutalen Wortfeldern, die Abwälzung von Frustrationen auf Sündenböcke, die Mobilisierung von Freund-Feind-Gefühlen⁴³.

In mehreren Städten konnten die Liberalen ihre Machtposition bis zum Ende der Monarchie behaupten. Unterschiedliche Faktoren waren dafür maßgeblich: Schachzüge wie die Majorisierung von Wahlkörpern durch politisch genehme Ehrenbürger, die Überbrückung von internen Gegensätzen in Wahlzeiten, die Annäherung an populistische Positionen sowie eine ausgeprägte Personalisierung der kommunalen Politik. Auf eine solche Individualisierung kleinstädtischer Politik verweist etwa der Nachruf auf Johann Schauer, deutschfortschrittlicher Bürgermeister von Wels in Oberösterreich, der die Stadt von 1887 bis zu seinem Tod 1914 regierte. Der Artikel verband das Lob für die weitsichtige Modernisierungspolitik des Stadtoberhauptes mit der Würdigung seines Charakters: „Frei von jeder Heuchelei, schlicht und bodenständig war sein Wesen, aber reich an innerer Gedankenarbeit und äußerer willensstarker Betätigung.“⁴⁴ Mutatis mutandis lässt sich diese Schablone auf viele lange amtierende Bürgermeister von Klein- und Mittelstädten

⁴¹ KARL HEITZLER, Rückblick in mein Leben (Manuskript 1913, ergänzt 1919, im Stadtarchiv St. Pölten), zit. UNTERBERGER, Liberalismus in St. Pölten 26.

⁴² Für Tirol ausführlich IRMGARD PLATTNER, Fin de siècle in Tirol. Provinzkultur und Provinzgesellschaft um die Jahrhundertwende (Innsbruck – Wien 1999) 92–227. Eine Fallstudie zur Auffächerung der Turnerszene bietet HERBERT POLESNY, Turnen in Linz. Aus Anlaß der vor 125 Jahren erfolgten Gründung des „Linzener Turnvereins“; in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1986, 140 ff.

⁴³ Diese „Stammtischsuada“ decouvrierend HERMANN GLASER, Kleinstadt-Ideologie. Zwischen Furchenglück und Sphärenflug (Freiburg im Breisgau 1969) 86 ff.

⁴⁴ Über Schauer ausführlich ASTRID GRUBER, Bürgermeister Dr. Schauer von Wels, Hausarbeit aus Geschichte (Salzburg 1979).

umlegen. Das Prestige der Stadtoberhäupter war generell hoch, eine Einladung in ihr Haus wurde rückblickend einer Nobilitierung gleichgesetzt⁴⁵. Ihr Aufstieg, ihre charismatische Stilisierung und Selbstrepräsentation hing eng mit dem Urbanisierungsdruck zusammen. Wenn sich der Problemhorizont der Städte erweiterte, die innerstädtische Komplexität und der Verwaltungsapparat wuchsen, dann war, falls sich die Konfliktlagen in den Kommunen zuspitzten, der Wunsch nach einer integrativen Führungspersönlichkeit nur zu verständlich. Zudem weckte in der „Abendsonne der Monarchie“ die Präsenz des alten Kaisers in den kollektiven Vorstellungen den Wunsch nach eigenen „Bürgerkaisern“ als Abglanz des Monarchen auch in den Gemeinden.

3. Wandlungen im Erscheinungsbild der Städte

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte ein Wandel der kleinstädtischen Lebensräume ein. Maßgeblichen Einfluss hatten die Neuordnung der Verfassungsstruktur, die unterschiedliche Intensität der Industrialisierung, die Einbindung in überregionale Marktverflechtungen, der Ausbau der Verkehrsverbindungen sowie das nach Intensität und Zeitphasen unterschiedliche Bevölkerungswachstum.

Mächtige Impulse erhielt die österreichische Stadtentwicklung durch die raumgreifende Bahnvernetzung, die nach 1850 „ganz zentral zu einer Determinante der Stadtentwicklung“ aufrückte⁴⁶. Der für die binnenwirtschaftliche Integration der Monarchie wichtige Bahnbau erreichte seit 1855 in Schüben die Städte in zuvor abgelegenen Räumen und verbesserte Marktzugänge sowie Absatzchancen. So staunten die Salzburger darüber, dass kurz nach Eröffnung der Westbahn im Frühjahr 1860 Kirschen aus Triest (Trieste, Trst, Terst; *Trieste*) auf den Märkten feilgeboten wurden⁴⁷. Viele Bürger erlebten das neue Verkehrsmittel als historische Zäsur, als Inbegriff von Fortschritt und Technik, als Auftakt zur Verbürgerlichung des Landes, so dass „Eisenbahn und bürgerliche Politik“ zwischen 1855 und 1870 zu Synonymen wurden⁴⁸. War eine Stadt endlich an das Eisenbahnnetz angeschlossen, so schien damit ein Stück Zukunft gewonnen. Noch 1909, als die Donau-strecke zwischen Krems und Grein eröffnet wurde, tönte es zuversichtlich: „Den Einsamen auch im Tal, auf der Höhe/du werde zum Weltverkehr führende Brücke! Erfüll’ so die Hoffnung, die Tausende hegen.“⁴⁹ Der Bahnanschluss veränderte das Aussehen der

⁴⁵ WILHELM WALDSTEIN, Das gerettete Erbe. Aus einer Jugend im alten Österreich (Salzburg 1970) 27.

⁴⁶ CLEMENS ZIMMERMANN, Die kleinen Städte auf dem Weg in die Moderne; in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (1999/2) 8.

⁴⁷ Vgl. CHRISTIAN DIRNINGER, Die Habsburgermonarchie als Beispiel binnenwirtschaftlicher Integration im 19. Jahrhundert; in: JOSEF WYSOCKI (Hg.), Wirtschaftliche Integration und Wandel von Raumstrukturen im 19. und 20. Jahrhundert (Berlin 1994) 76 f. Zum Ausbau des Eisenbahnnetzes siehe RUMPLER, URBANITSCH (Hgg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2 Karte 13.1: Bauperioden und Streckenklassifizierung des Eisenbahnnetzes 1824–1914.

⁴⁸ Vgl. die exemplarische Darstellung von ROBERT HOFFMANN, Bürgerliche Kommunikationsstrategien zu Beginn der liberalen Ära: Das Beispiel Salzburg; in: STEKL, URBANITSCH, BRUCKMÜLLER, HEISS (Hgg.), „Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit“ 321 f.

⁴⁹ LEOPOLD HÖLLER, Wachauerbahn Krems – Grein. Reminiszenzen an eine Eisenbahnlinie; in: FESTSCHRIFT „500 JAHRE STADT GREIN“ 1491–1991 (Grein 1991) 49.

Städte. Selbst wenn – oft erst nach langen Auseinandersetzungen – der Bahnhof in einiger Distanz vom Zentrum errichtet wurde, bildete sein repräsentatives Erscheinungsbild gewissermaßen ein modernes Stadttor. Die meisten Bahnstraßen entwickelten sich zwar nicht zu symbolisch aufgeladenen „Prachtmagistralen“, aber doch zu ästhetisch ansprechenden Visitenkarten der Gemeinden. In ihren Zentren behielten Kleinstädte, wie der Fall in Kolomea (Kolomyja; *Kolomyja*) zeigt⁵⁰, oft bis ins beginnende 20. Jahrhundert ihre alte Gestalt. Der Hauptplatz, der oft nur langsam mit Neubauten in den vielfältigen Formen des Historismus durchmischt wurde, blieb der bürgerliche Lebensraum schlechthin. In „Ackerbürgerstädten“ spiegelten sogar die Raumfunktionen von Neubauten die ungebrochen enge Verbindung von Produktionssphäre und Wohnstätte wider. Man besaß oft weitläufige Depot- und Kellerräume und betrieb eine aufwändige Vorratswirtschaft. Der Hof mit Veranda, Garten und Salettl waren intime Privatsphären, in denen ein Gutteil der bürgerlichen Sozialisation erfolgte. Sogar eine junge und rasch expandierende Stadt wie Gablonz an der Neisse (Jablonec nad Nisou; *Jablonec nad Nisou*), deren Glasindustrie zu den wichtigsten Devisenbringern der Monarchie wurde, besaß 1896 abseits des neuen Zentrums um den Neuen Markt noch dörflichen Charakter: 70 % der (1.359) Häuser waren ebenerdig, 27 % verfügten über ein Stockwerk, nur drei Bauten waren dreistöckig⁵¹. Doch langsam drangen bürgerliche Bauformen selbst in die großen Marktflecken in der ungarischen Tiefebene vor, wo die von der Getreidekonjunktur profitierenden Großbauern ihren Einzelgehöften [tanyák] ein repräsentatives Aussehen verliehen⁵². Dies unterschied sie demonstrativ von den gängigen Holzhäusern mit ihren Schindeldächern, wie sie bis über die Jahrhundertwende hinaus auch das Erscheinungsbild von polnischen Kleinstädten prägten⁵³.

Die Kommunal- und Infrastrukturpolitik der altliberalen Gemeindeausschüsse blieb anfangs defensiv. Bereits um 1860 regte sich Skepsis gegen den Radikalumbau alter Stadtbilder. In Wiener Neustadt leistete eine als „Altertümler“ diffamierte Gruppe anhaltenden Widerstand gegen den Abbruch der Befestigungsanlagen. In Salzburg protestierten Künstler wie der Maler und Gemeinderat Josef Mayburger 1862 gegen die Verbauung des Salzachufers und die Demolierung des Klausentores. Ihr Argument: „Salzburgs unvergleichliche Anziehungskraft liegt einzig nur allein darin, dass es trotz seiner imponierenden Bauten ein niedrigliches gemüthliches Weichbild der Kleinstadt im großartigen Naturrahmen in mannigfaltigem Profile so lieblich entfaltet.“⁵⁴ Damit wird

⁵⁰ Über die Ablehnung des Baues einer Eisenbahn-Zentralwerkstätte 1892 KRZYSZTOF BROŃSKI, *The Role of Mayors in the Development of Medium-sized Galician Towns Using the Examples of Nowy Sącz, Przemyśl and Stanisławów*; in: JACEK PURCHLA (Hg.), *Mayors and City Halls. Local government and the cultural space in the late Habsburg monarchy* (Cracow 1998) 87.

⁵¹ ÖSTERREICHISCHES STÄDTBUCH VII: Statistische Berichte von größeren österreichischen Städten, herausgegeben durch die k. k. statistische Zentral-Kommission (Wien 1897) 419.

⁵² Beispiele bei MIKLÓS SZILÁGYI, *Gemeinschaft der Marktflecken und Volkstradition*; in: *Ethnographica Scientiarum Hungaricae* 29 (1980) 267–348.

⁵³ REGINA RENZ, *Polnisch-jüdische Kleinstädte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert* (Manuskript o. O., o. J.).

⁵⁴ *Salzburger Zeitung* vom 7. Juli 1863, zit. ROBERT HOFFMANN, *Stadterstörung durch Verkehr: Kontroversen um Salzburgs Altstadt in der Ära der gründerzeitlichen Stadterweiterung*; in: ALOIS NIEDERSTÄTTER

sichtbar, dass Kleinstädten in Österreich bereits in der Gründerzeit ein Eigenwert zuwuchs, der um 1900 auf breiter Basis anerkannt werden sollte. Die Führungsschichten setzten allerdings nur selten auf eine planvolle Stadtentwicklung, sie folgten vielmehr dem Druck von Interessengruppen. Fast überall fielen auf Wunsch von Handel und Gewerbe die alten Stadttore, die man als unliebsame Verkehrshindernisse betrachtete. In der Festungsstadt Olmütz musste man „geschlagene 20 Minuten durch das Winkelwerk der Vorfestung durchpendeln, ehe man vorm Theresientor anlangte und dort an Markttagen hinter einer angestauten Wagenreihe oft noch eine Stunde warten, bis die eingeleisige Torpassage frei wurde“⁵⁵.

Die Schleifung der Befestigungsanlagen hatte hohe Symbolwirkung. Nicht selten diffamierte man die alten Mauern als bauliche Relikte feudaler Unterdrückung und Rückständigkeit sowie als gesundheitsgefährdende Hindernisse⁵⁶. Der erneute Ausbruch von lange schwelenden Auseinandersetzungen zwischen „Bewahrern“ und „Modernisierern“ beim Abriss des Linzertors in Salzburg (1894) mündete in eine Förderung des Denkmalschutzgedankens, wobei sich Erzherzog Franz Ferdinand als Protektor der Altstadt engagierte⁵⁷. Auf dem Areal der funktionslos gewordenen Befestigungsanlagen vieler Städte entstanden bescheidener dimensionierte „Ringstraßen“ nach dem Wiener Vorbild – wengleich man nicht überall Stadtplaner vom Rang eines Camillo Sitte oder eines Max Fabiani bemühte wie in Olmütz⁵⁸ bzw. Bielitz (Bílsko, Bielsko; *Bielsko-Biala*)⁵⁹. Dort signalisierten neue Verwaltungsgebäude, Kasernen, Schulen, Museen, Theater, Kirchen, Vereinshäuser und Sparkassen sowie einige wenige größere Wohngebäude mit der Formensprache des Historismus oder mit Anklängen an den Jugendstil ein gewisses Maß an Monumentalität und Repräsentativität. Ein renommierter Kurort wie Karlsbad zog die Crème österreichischer Künstler an: das Atelier Fellner und Helmer, Friedrich Ohmann, die Maler Hans Makart und Gustav Klimt. Auch wohlhabende private Auftraggeber pflegten durch Aufträge an renommierte Wiener Architekten ihr Prestige: Reiche Neutitscheiner Industrielle etwa ließen ihre Häuser und Villen von Otto Thienemann entwerfen, von dem auch die Pläne für das neue Kreisgericht und das Deutsche Vereinshaus stammten⁶⁰. Für die Führungsgruppen bildeten die Neubauten den Stolz der Stadt. Über ihre Funktionen hinaus waren vor allem die adaptierten oder neu errichteten Rathäuser, die mit ihren weithin sichtbaren Türmen das Panorama

(Hg.), Stadt. Strom – Strasse – Schiene. Die Bedeutung des Verkehrs für die Genese der mitteleuropäischen Städtelandschaft (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 16, Linz/Donau 2001) 163.

⁵⁵ KUX, Olmütz 352.

⁵⁶ So das *Kremser Wochenblatt* vom 26. April 1862, zit. KATRIN NETTER, Zwischen Aufbruch und Tradition. Der Denkmalschutz des 19. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Stadterweiterung und Stadtverschönerung am Beispiel der Städte Krems und Wiener Neustadt, Diplomarbeit aus Geschichte (Wien 2000), bes. 184–193.

⁵⁷ HOFFMANN, Stadtzerstörung durch Verkehr 168.

⁵⁸ Vgl. CARL GRAESER, WILLIBALD MÜLLER, Olmütz im Jahre 1894 (Olmütz 1894).

⁵⁹ Vgl. MAX FABIANI, Regulierung der Stadt Bielitz (Wien 1899).

⁶⁰ J. BOUDA, Architektura v Novém Jičíně na přelomu 19. a 20. století [Architektur in Neutitschein am Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts]; in: Vlastivědný sborník okresu Nový Jičín 37 (1986) 31–39.

einer Stadt prägten, vom Küstenland bis nach Galizien Zeichen bürgerlicher Macht und Unabhängigkeit. Ihre dekorative Ausgestaltung diente historischer Legitimation, nationaler Identifikation, z.T. in der Form des „magyar stylus“⁶¹ oder eines Bildprogramms, das vielfach Kaisertreue mit nationalen Ambitionen verband⁶², und der Dokumentation der Fähigkeiten heimischer Handwerker und Künstler⁶³. In Agram (Zágráb, Zagreb; *Zagreb*) hatte die von Schriftstellern wie August Šenoa propagierte „kroatische Seele“ Konsequenzen für die Restaurierung von Kirchen in den siebziger Jahren. Blieb, wie die Heranziehung von Friedrich von Schmidt zeigt, auch die Abhängigkeit von der Metropole unverkennbar, so forderten Journalisten wenigstens Glasfenster „nach der Ornamentik unserer Volkstracht“ als ein „Werk ganz im Sinne unseres Volkes und Landes“⁶⁴.

Ein vergleichbares kommunales Selbstbewusstsein brachten Bildungseinrichtungen zum Ausdruck. Mit unterschiedlichem Elan und Erfolg versuchten die Gemeinden die Raumnot an den zunehmend überfüllten Volksschulen durch Adaptierungen, Schaffung von Dependancen oder Neubauten in den Griff zu bekommen. Wo man nicht auf ein geistliches Schulwesen aufbauen konnte, galt das Hauptinteresse der Neugründung von Bürgerschulen, Realschulen und Gymnasien, wofür man den Baugrund bzw. Räumlichkeiten meist kostenlos zur Verfügung stellte, finanzielle Zuschüsse leistete oder Privatkapital zu mobilisieren versuchte. Die Planungen gingen freilich nicht ohne Konflikte ab. Nicht nur in Industrieregionen diskutierte man intensiv den Wert der humanistischen Allgemeinbildung gegenüber der spezialisierten gewerblichen Ausbildung. In Kufstein vertraten noch 1905 Landbevölkerung und Klerus bzw. städtische Bürgerschaft in der Mittelschulfrage unterschiedliche Standpunkte⁶⁵. In Fragen der höheren Mädchenbildung prallten divergierende Weltanschauungen heftig aufeinander. Als man 1905 in Innsbruck die Schaffung eines Lyzeums diskutierte, fragte ein Gemeinderat „wo all die gelehrten Weiber hin sollen“, und leitete daraus die Forderung

⁶¹ Im ungarischen Kecskemét standen die Wandbilder der Krönung Franz Josephs und des Blutvertrags der sieben ungarischen Stammesfürsten einander gegenüber, ILONA SÁRMÁNY-PARSONS, Rathausbauten in Ungarn um die Jahrhundertwende; in: HANNES HAAS, HANNES STEKL (Hgg.), Bürgerliche Selbstdarstellung. Städtebau, Architektur, Denkmäler (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie 4, Wien – Köln – Weimar 1995) 106 f.

⁶² Der neu gestaltete Saal im Rathaus von Laibach (Ljubljana; *Ljubljana*) erhielt 1896/97 an seinen Längsseiten zwei Gemälde; sie zeigten den Besuch Kaiser Franz Josephs nach dem Erdbeben von 1895 bzw. eine Allegorie, in der sich alle südslawischen Länder vor der Figur Laibachs verneigten; vgl. JELKA PIRKOVIČ, Mestno dvorano prenavljajo, mar ne? Leopold Theyer in ljubljanski magistrat [Man renoviert das Rathaus, nicht wahr? Leopold Theyer und der Laibacher Magistrat]; in *Zgodovina za vse* 3/2 (1996) 40–49.

⁶³ Zahlreiche Beispiele in PURCHLA (Hg.), *Mayors and City Halls*, und MICHAELA MAREK, „Monumentalbauten“ und Städtebau als Spiegel des gesellschaftlichen Wandels in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts; in: FERDINAND SEIBT (Hg.), *Böhmen im 19. Jahrhundert. Vom Klassizismus zur Moderne* (Berlin – Frankfurt am Main 1995), bes. 204–208.

⁶⁴ Nach der Zeitschrift *Vijenac* 1875, Nr. 17, zit. SZABO, *Stari Zagreb* 113.

⁶⁵ 1907 bewilligte das Unterrichtsministerium die Errichtung einer Realschule, da Tirol damals erst über zwei derartige Anstalten verfügte; vgl. Festschrift zum 50jährigen Bestand der Kufsteiner Mittelschule 1907–1957, geleitet von HERMANN SCHÖNHERR (Innsbruck 1957) 13.

ab: „Die sollen beim Kochlöffel und bei der Näherei bleiben.“⁶⁶ Andere Gemeinden allerdings rühmten sich ihrer Mädchenpensionate, zogen diese doch eine zahlungskräftige Klientel an und schienen sie eine Enklave, wo „von der Weltlust gift’gem Hauch verschont, ein künftiges Geschlecht zu edlen Taten sich mutig bildet unter Kreuzeschatten“, wie man es in Gmunden propagierte⁶⁷. In national gemischten Gebieten tobten um Schulgründungen heftige Auseinandersetzungen. Die Errichtung tschechischer, slowenischer etc. Privatanstalten bzw. deren Umwandlung in staatliche Einrichtungen hatten heftige Proteste der deutschen Mehrheiten zur Folge, befürchtete man doch einen vermehrten Zuzug „fremdnationaler“ Elemente und damit eine allmähliche Veränderung der nationalen Verhältnisse in den Städten. Besonders in einer national durchmischten Industriestadt wie Mährisch-Ostrau (Moravská Ostrava; *Ostrava*) betrachtete die deutsche Publizistik die Schulen emphatisch als Indizien für „ein geordnetes Gemeinwesen“ sowie als „eine beruhigende Bürgerschaft für die Zukunft“⁶⁸. Großes Lob galt der Schönheit der Neubauten und – wie in Prachatitz (Prachatice; *Prachatice*) – der Verwendung von „einheimischen Architekturformen“, womit die spezifische Stilvariante der „böhmischen“ Renaissance kurzerhand als „deutsche“ interpretiert wurde⁶⁹. Die plastische Ausgestaltung verband Repräsentativität mit Symbolik und vermittelte den Kennern die Zielsetzungen der Anstalt. Den 1875 eröffneten Neubau der Oberrealschule Olmütz zierte überlebensgroße Statuen von Kepler, Comenius, Liebig und Humboldt als Sinnbilder der „idealen Lebensmächte“⁷⁰.

Dominante Stadtfunktionen setzten in der baulichen Gestaltung ihre je spezifischen Akzente. Luxushotels und neue Villenviertel waren spezifische Insignien von Tourismusstädten. In Modekurorten wie Karlsbad, Franzensbad (Františkovy Lázně; *Františkovy Lázně*) und Marienbad (Mariánské Lázně; *Mariánské Lázně*), Baden, Bad Vöslau, Gries (*Bozen/Bolzano*) und Arco boten Kurhäuser, Sanatorien, Wandelhalle, Kurpark und Promenaden der mondänen Gesellschaft repräsentative Begegnungsräume. Am Plattensee entstanden, wie später auch an den Alpenseen, großzügige Badeeinrichtungen⁷¹. Der steile Aufstieg der Bozner Familie Staffler von einfachen Gastwirten zu führenden Hoteliers zeigt die Modernisierungsschritte, die erfolgreiche Unternehmer in einer landwirtschaftlich orientierten Kleinstadt in der zweiten Jahrhunderthälfte öffentlichkeitswirksam setzten: die Beseitigung des Dunghaufens vor dem alten Gasthof, den Umbau mit Repräsentationsräumen, Speisesälen, Stube und Wintergarten, die Einrichtung einer Dampfwäscherei, eines Hallenbades, einer eigenen Elektrizitäts-

⁶⁶ PLATTNER, Fin de siècle in Tirol 328.

⁶⁷ DAS MÄDCHENPENSIONAT „ORT“; in: ERWIN STEIN (Hg.), Gmunden und der Traunsee (= Die Städte Deutschösterreichs 5, Berlin 1924) 71 ff.

⁶⁸ FRANZ WATTLIK, Beiträge zur Geschichte der Stadt Mährisch-Ostrau (Mährisch Ostrau 1881) 73 f.

⁶⁹ THEODOR SEWERA, Geschichte des Realgymnasiums zu Prachatitz (Prachatitz 1897) 23.

⁷⁰ KLEMENS BARCHANEK, Programm der k. k. Staats-Oberrealschule in Olmütz veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1903/1904 (Olmütz 1904) 55.

⁷¹ FERENC TAR, Idegenforgalom és vállalkozás Keszthelyen a századfordulón [Fremdenverkehr und Unternehmungen in Keszthely zur Jahrhundertwende]; in: FODOR (Hg.), Vállalkozó polgárok [Bürger-Unternehmer] 168–183.

versorgung samt Kühlanlage und Personenaufzug, die Konflikte mit der Gemeinde um Stellplätze für die Fuhrwerke, um Flächen für „Schanigärten“ und um die Anbringung von Markisen⁷². Das Kurleben löste soziale Segregationsvorgänge aus, die alle „Störungen“ – bäuerliche und gewerbliche Arbeit, unerwünschten Verkehr, den Anblick von akuter Krankheit und Armut – aus dieser exklusiven, von Ruhe und Sauberkeit geprägten Atmosphäre verbannen sollten.

In den Industriestädten hingegen begannen die Fabriken mit ihren mächtigen Schornsteinen und Lagerhallen das Stadtbild zu prägen. Langsam lösten sich die Untermervillen aus dem Verband der Fabrikanlagen und fanden ihren neuen Platz inmitten großzügig dimensionierter Gärten. Der „Wald dicht gedrängter Schornsteine“, die „graue Rauchwolke, welche die Luft der Städte verpestet“, und das „verdorbene Wasser“ der Flüsse signalisierten für manche Zeitgenossen den schmerzhaften Bruch mit einer idyllisierten Vergangenheit. Andere wieder erlagen der Faszination der neuen Technologien, die von wirtschaftlicher Prosperität kündeten. Bürgerliche Philanthropen wie weitblickende Politiker verwiesen jedoch auf die Kehrseite der Industrialisierung. Nicht nur in Reichenberg (Liberec; *Liberec*), dem Manchester Nordböhmens, beklagte man auch ohne großstädtische Zinskasernen bedenkliche Wohn- und Gesundheitsverhältnisse vor allem unter der Arbeiterschaft⁷³.

Im Zuge von Stadterweiterungen erfolgte vielfach die Anlage neuer Vorstädte bzw. die Erschließung neuer Verbauungsgebiete. In Leoben entstand ab 1891 das „Josephem“, ein neuer Stadtteil mit Neubauten von Bergakademie (seit 1904 Montanistische Hochschule), Sparkasse, Post, protestantischer Kirche, Kaserne, Hotels sowie einer Sängerkapelle und einem Musikpavillon in der Au, wo mit Bad, Tennisplätzen und Spazierwegen ein neues Erholungszentrum geschaffen wurde⁷⁴. Damit traten zu den alten sozialtopographischen Distinktionszonen, den Hauptplätzen sowie den wichtigsten Ausfallstraßen der Stadt, neue bevorzugte Wohngebiete. In Aussig zog das Großbürgertum in ein Villenviertel oberhalb des Stadtkerns; die Ödenburger Eliten ließen ihre Sommerhäuser in der „Villenzeile“ der Löwer-Berge im Weichbild der Stadt bauen⁷⁵; in Eggenburg entstand auf die Initiative eines Kaufmanns ab 1911 eine eigene Gartenstadt, in der sich vor allem höhere Beamte und Privatiers ansiedelten⁷⁶. Hinter all diesen Konzepten standen jedoch nur selten ausgefeilte Regulierungspläne. In einer Industriestadt wie Mährisch-Ostrau war die Festlegung neuer Verbauungsgebiete so lange unmöglich, als die ökonomisch wie politisch mächtigen Bergbauunternehmungen die Schächte nach Rentabilitätsabwägungen vorantrieben und kommunale Gestal-

⁷² ERIKA KUSTATSCHER, Die Staffler zu Siffian. Eine Rittner Familie zwischen Bauerntum und Bürgerlichkeit (1334–1914) (Innsbruck 1992) 268–282.

⁷³ FRANZ BAYER, Die Volksbewegung, die Wohnungs-Verhältnisse und das Gesundheitswesen Reichenbergs im XIX. Jahrhundert (Reichenberg 1901) 57 ff.

⁷⁴ ADOLF SCHMELZER, Beiträge zur Geschichte der Stadt Leoben (Graz – Wien 1912) 127–130.

⁷⁵ PETER GÜNTNER, Die materiellen Verhältnisse des Ödenburger Bürgertums um die Jahrhundertwende im Spiegel der Nachlassinventare (unveröffentlichtes Manuskript 1999) 32.

⁷⁶ BURGHARD GASPAR, Die Gründung der „Gartenstadt Eggenburg“. Das Lebenswerk des Eggenburger Kaufmann[es] Franz Gamerith; in: Das Waldviertel 40 (1991) 241–251; HANNES STEKL, „Bürgerliches Wohnhaus“ und Cottagesiedlung; in: Österreich in Geschichte und Literatur 53 (2009) 2–20.

tungswünsche ignorierten⁷⁷. Selbst im vergleichsweise dynamischen St. Pölten dauerte es fast zehn Jahre, bis man nach zähen Verhandlungen zwischen den verschiedenen Interessengruppen 1888 einen Stadtregulierungsplan beschloss⁷⁸. Wie in zahlreichen Metropolen blieb Stadtplanung auch in den Mittel- und Kleinstädten bis zum Ersten Weltkrieg bloß „Anpassungsplanung“.

Einem territorialen Wachstum in Form von Eingemeindungen standen die politischen Führungsgruppen ambivalent gegenüber. Ein offensiver Kurs wurde überall dort verfolgt, wo komplizierte Grenzziehungen eine Ausweitung des Siedlungsgebietes behinderten, bereits enge infrastrukturelle Verbindungen zu den Nachbargemeinden bestanden, neue gemeinsame Investitionen höhere Rentabilität versprachen oder wo bedeutende Industriebetriebe außerhalb der Gemeindegrenzen lagen. Wenn die bäuerliche Bevölkerung der Nachbarorte neben dem Verlust der Eigenständigkeit auch noch erhöhte Gemeindeumlagen fürchtete, konnte man ihre Bedenken oft nur mit politischen Zugeständnissen zerstreuen. Wirtschaftlich gefestigte und dementsprechend selbstbewusste Marktorte im Nahbereich von Mittelstädten suchten in erster Linie ihre finanziellen Interessen, zumal bei der Regelung der Verzehrungssteuer, zu wahren, bangten aber auch um ihre Identität. So fürchtete die Bevölkerung von Urfahr in der 1909 neuerlich aufgeflamten Eingemeindungsdebatte, zu „Linzern zweiter Güte zu werden“⁷⁹. Eine reservierte Haltung nahmen die städtischen Gemeindevertretungen immer dann ein, wenn – wie im Fall von Bregenz oder Amstetten – liberale Mehrheiten ihre Position durch die Stärkung des bäuerlich-konservativen Elements bedroht sahen⁸⁰. Auch unterschiedliche ethnische Mehrheiten in Stadt und Vorstädten weckten vor allem bei den Minderheiten Vorbehalte, wie die Verhandlungen um die Schaffung einer neuen Großgemeinde Kremsier (Kroměříž; *Kroměříž*) 1868/1869 zeigten⁸¹.

4. Der Ausbau städtischer Infrastruktur

Die Entwicklung von Urbanität erforderte Zeit. Nach 1848 wurden das herkömmliche Erscheinungsbild und liebgewordene Gewohnheiten in Mittel- und Kleinstädten engagierten Politikern ebenso wie weltgewandten Besuchern zunehmend obsolet. 1850 tadelte der Gespan den Bürgermeister der damals erst rund 15.000 Einwohner zählenden Stadt Agram wegen der „schmutzigen Straßen, unordentlichen Kanäle usw., [die] nicht nur unsere, sondern auch die Augen der Ausländer beleidigen, die bisher zahlreich diese Stadt besucht haben und noch besuchen werden.“ Der Dichter Friedrich

⁷⁷ KLADIWA, Der Einfluss der unternehmerischen Eliten 12.

⁷⁸ AUGUST HERRMANN, Geschichte der Stadt St. Pölten II (St. Pölten 1930) 176–185.

⁷⁹ Dazu ausführlich RUDOLF ALTMÜLLER, Die Linzer Eingemeindungen. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Landeshauptstadt Linz, phil. Diss. (Wien 1961) 100 ff. Die seit 1848 mehrfach ventilierte Eingemeindung von Urfahr kam erst 1919 zustande.

⁸⁰ HUBERT WEITENSFELDER, Bregenz – Tourismus und Liberalismus am Bodensee; in: URBANITSCH, STEKL (Hgg.), Kleinstadtbürgertum 205; LEOPOLDINE PELZL, Amstetten unter den Bürgermeistern des 19. Jahrhunderts (= Amstettner Beiträge 1979, Amstetten 1980) 88.

⁸¹ KREMSIER. Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Vereines „Concordia“ (Kremsier 1889) 52.

Hebbel klagte über Unkraut und Gras auf den Plätzen, den schlechten Zustand der Straßen und frei umherlaufende Hunde und Schweine. Das später berühmte „grüne Hufeisen“, eine Kombination von Platz- und Parkanlagen, diente noch in den sechziger Jahren teils als Mülldeponie, teils als Viehweide, teils als Marktplatz; längere Regenperioden verwandelten das Areal in eine Schlammwüste und damit in eine Brutstätte von Fröschen und Insekten⁸².

Anstöße zu Veränderungen gab die Gemeindegesetzgebung der sechziger Jahre. Mit der Schaffung eines selbstständigen bzw. übertragenen Wirkungsbereiches vollzog sich auch in Klein- und Mittelstädten ein Übergang von der traditionellen Hoheits- und Vermögensverwaltung zu einer „Leistungsverwaltung“, die einer umfassenden „Daseinsvorsorge“ für die Bevölkerung diente. Dieser Prozess konfrontierte die städtischen Gemeindeausschüsse mit einer Reihe von neuen Anforderungen und veränderte zudem die Lebensformen der städtischen Bevölkerung. Nachhaltige Impulse setzte die Entstehung der Städtetechnik, die eine Modernisierung bereits bestehender oder die Einrichtung neuer Versorgungssysteme bedeutete⁸³. Die wichtigsten Veränderungen betrafen den Bereich der technischen Infrastruktur bzw. die Stadthygiene. Überall standen Reformen bei der Gasversorgung bzw. Elektrifizierung, der Wasserversorgung, der Kanalisation, der Leichenbestattung und der Anlage der Friedhöfe, der Straßenpflasterung und -reinigung, der Anlage von Schlachthöfen und gelegentlich auch der Bau von Verkehrseinrichtungen zur Diskussion. Die notwendigen Neuerungen stießen jedoch innerhalb der Gemeindevertretungen keineswegs auf ungeteilte Zustimmung. In vielen Fällen fühlten sich die Verantwortlichen zur Durchführung technischer Innovationen herausgefordert, in anderen Belangen wieder scheute eine Mehrheit aus Sorge vor Überschuldung, wegen der neuartigen administrativen Anforderungen im Spannungsfeld von Kommunalisierung und Privatisierung, aus mangelnder Fachkompetenz in technischen Fragen oder wegen ausgeprägter Traditionsgebundenheit vor Neuerungen zurück. Oft dauerte es Jahrzehnte, bis man neue Aufgaben akzeptierte, rechtliche und organisatorische Lösungen fand oder erst durch den Druck der übergeordneten Aufsichtsbehörden zu den entsprechenden Maßnahmen veranlasst wurde.

Entscheidende Initiativen gingen in vielen Städten von dynamischen Bürgermeister aus, die sich den Vorbildern der Metropolen Wien und Budapest sowie den Idealen von „Fortschritt“ und „Zivilisation“ verpflichtet fühlten. „Unsere Stadt reckt und streckt sich nach allen Seiten, legt einen großstädtischen Anzug an, der aber überall schlottert, [...] da braucht es eine starke Hand!“ – mit diesen Worten begrüßte die Presse 1892 den neuen Bürgermeister von Klagenfurt (Celovec; *Klagen-*

⁸² SNJEŠKA KNEŽEVIĆ, Zelena potkova u Zagrebu [Das grüne Hufeisen in Agram]; in: NIKŠA STANČIĆ (Hg.), Spomenica Ljube Bobana (1933–1994) [Gedenkschrift Ljuba Boba 1933–1994] (Zagreb 1996) 215–222.

⁸³ Der Vorbildfall Wien zusammenfassend bei PETER WILDING, Technik in der modernen Großstadt. Die Modernisierung der städtischen Infrastruktur in Wien und die Anfänge einer modernen urbanen Identität; in: KLAUS PLITZNER (Hg.), Technik – Politik – Identität. Funktionalisierung von Technik für die Ausbildung regionaler, sozialer und nationaler Selbstbilder in Österreich (Stuttgart 1995) 12–136.

furt)⁸⁴. In Ungarn übte Gyula Éhen, der Bürgermeister von Steinamanger, mit seinem Reformwerk *A modern város* [Die moderne Stadt] großen Einfluss auf viele seiner Amtskollegen aus, die mit bisweilen fast diktatorischen Mitteln ihre Zukunftsvisionen in den rasch expandierenden Städten umsetzten⁸⁵. In Raab erwarb der aus einer Lebzelterfamilie stammende Rechtsanwalt und Bürgermeister Károly Zechmeister (ab 1888) nicht nur als Stadterneuerer, sondern auch Wegbereiter der Industrialisierung und als Sozialreformer ein Ausmaß an Popularität, das ihn jeder Parteibindung entthob. Und in Marburg entstanden in diesen Jahren mehrere technische Anlagen nach den persönlichen Entwürfen des Bürgermeisters, eines ausgebildeten Technikers⁸⁶.

Für die neuen städtischen Eliten war die Gasbeleuchtung metaphorisch der Anbruch eines neuen, helleren Zeitalters, gleichsam das Ende des Mittelalters⁸⁷. Sie nutzten das Gaslicht gezielt zur programmatischen Selbstinszenierung als Fortschrittsträger. So im aufstrebenden Industriestädtchen Aussig in Böhmen 1858⁸⁸ oder in Bozen in Tirol, wo der liberale Bürgermeister Josef Streiter 1861 die Gasbeleuchtung mit einem „Lichtfest“ gegen katholische „Finsternis“ einweihte⁸⁹. Die Feier fand am 10. November statt, einem beziehungsvollen Termin, da auf diesen Tag die Geburtsfeste Luthers und Schillers fielen – ein Affront gegen den ortsdominanten Katholizismus. Teilweise wurden Gas-Aktiengesellschaften gegründet, teils die Versorgung privaten Investoren oder industriellen Großbetrieben überlassen, wobei langfristige Konzessionsverträge Ertragsbeteiligungen und die Belieferung für öffentliche Zwecke regelten. Das Gasmonopol der Gesellschaften gab jedoch wiederholt Anlass zu Konflikten. Fixe Liefervereinbarungen und veränderte Konsumbedingungen waren nur schwer in Einklang zu bringen. In Wiener Neustadt etwa klagte man schon in den sechziger Jahren über Verschwendungen durch die Produktionsleitung, überhöhte Preise und Verzögerungen bei der Ausdehnung des Versorgungsnetzes, das vorerst nur die wichtigsten Straßenzüge und öffentlichen Gebäude erfasste. Wie in anderen Kommunen zog man es daher vor, nach Ablauf der vertraglichen Bindung (1890) das Gaswerk „im Sinne einer modernen sozialen Wirtschaftspolitik“ in eigene Regie zu übernehmen, „damit die daraus erwachsenden Vorteile der gesamten Bevölkerung, welche die Lasten zu tragen hat, zugute kommen“⁹⁰. Bei einer entsprechenden Betriebsführung erwiesen sich Gaswerke

⁸⁴ EDUARD SKUDNIGG, Die freigewählten Bürgermeister von Klagenfurt. Eine Chronik; in: DIE LANDESHAUPTSTADT KLAGENFURT. Aus ihrer Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von der Landeshauptstadt Klagenfurt, geleitet von Gotbert Moro II (Klagenfurt 1970) 310.

⁸⁵ Beispiele bei ERZSÉBET TOKAJI NAGY, Szombathely urbanizációja a századfordulón [Die Urbanisierung Szombathelys um die Jahrhundertwende] sowie LÁSZLÓ TÓTH, Zechmeister Károlyi, a vállalkozó győri polgármester [Károlyi Zechmeister, der Unternehmer-Bürgermeister von Raab]; in: FODOR (Hg.), Vállalkozó polgárok [Bürger-Unternehmer] 212–235 bzw. 192–211. Vergleichbare Informationen über Galizien bei BROŃSKI, The Role of Mayors passim.

⁸⁶ Über Alexander Nagy, Bürgermeister zwischen 1886 und 1902, PERTASSEK, Marburg 90 f.

⁸⁷ Vgl. WOLFGANG SCHIVELBUSCH, Lichtblicke. Zur Geschichte der künstlichen Helligkeit im 19. Jahrhundert (München – Wien 1983) 25.

⁸⁸ Vgl. HYE, Alt- und Neubürger in Aussig 252.

⁸⁹ Vgl. GÖTZ, Bürgertum in Tirol 331–334.

⁹⁰ SIGRID FREISLEBEN, Wiener Neustadt – „Nach Wien die bedeutendste Stadt im Lande“; in: URBANITSCH, STEKL (Hgg.), Kleinstadtbürgertum 432, 452.

als rentable Unternehmen, die Gewinne von bis zu 25 % (Olmütz 1905) aufwiesen, die den vielfach hoch verschuldeten städtischen Haushalten zugute kamen⁹¹. Vor allem in den Gassen und Haushalten kleinerer Gemeinden blieben traditionelle Beleuchtungsformen lange erhalten. Neben Kerzen bzw. Laternen erreichten besonders Petroleumlampen aufgrund niedrigerer Rohstoffkosten trotz ihrer komplizierten Handhabung als Lichtquellen weite Verbreitung. Erst die Erfindung des Gasglühlichts durch Karl Auer von Welsbach, das Ende der achtziger Jahre eine stabilere und effizientere Beleuchtung ermöglichte, sowie automatische Zünduhren sicherten dem Energieträger Gas bei Privaten und bei der öffentlichen Verwaltung neue Einsatzmöglichkeiten. Durch die Verwendung als Energiequelle zum Kochen und Heizen konnte das vergleichsweise billige Gas – um 1905 schwankten die Kosten zwischen 17 und 28 Heller pro Kubikmeter – seine Konkurrenzfähigkeit gegenüber anderen Lichttechnologien lange behaupten.

Die Wiener „Internationale Elektrische Ausstellung“ von 1883 vermittelte dem Strom landesweit erhöhte Attraktivität. In Klein- und Mittelstädten zeigten vor allem Fabrikbesitzer großes Interesse. Nicht selten schlossen sich Gemeinden anfangs an die Strom erzeugenden Einzelanlagen von Betrieben an, was etwa in Ybbs an der Donau um 1898 der Fall war⁹². Findige Unternehmer, wie der Halleiner Bürgermeister Josef Schöndorfer, nutzten dabei ihren politischen Einfluss zum Aufbau kleinstädtischer Wirtschaftsimperien⁹³. Auch richtungweisende Neuerungen kamen aus der „Provinz“. In einer schweren Nachfragekrise entwickelte Josef Werndl, Generaldirektor der „Österreichischen Waffenfabrikgesellschaft“ in Steyr, 1882 den Plan, Dynamomaschinen mit Wasserantrieb zur Stromerzeugung zu produzieren, um damit eine Diversifizierung seiner Erzeugnisse vorzunehmen und die billigen Wasserkräfte der Alpenländer zu nutzen. Die von ihm angeregte „Electrische-Landes-Industrie-, Forst- u. culturhistorische Ausstellung“ versuchte nicht nur wichtige Anregungen für die Weiterentwicklung technischer Neuerungen zu geben, sondern ließ 1884 auch Teile der alten Eisenstadt erstmals durch die Nutzung von Wasserkraft in einer bis dahin unbekanntem Lichtfülle erstrahlen. Dieses spektakuläre Ereignis blieb jedoch nur von kurzer Dauer. Bald nach dem Ende der Ausstellung hielt wieder das Gaslicht Einzug; Rentabilitätsabwägungen und das Einlangen neuer Waffenaufträge beschränkten die „elektrische Abteilung“ des

⁹¹ Statistische Daten über Gaswerke und Gaspreise bei MICHAEL FEITH, *Beleuchtungswesen*; in: ÖSTERREICHISCHES STÄDTEBUCH XII: Berichte von größeren österreichischen Städten, herausgegeben durch die k. k. Statistische Zentral-Kommission (Wien 1908) CXCv.

⁹² Hier ließ die Stahlwarenfabrik Brüder Wüster 1896–1898 nach Plänen der Wiener Firma Siemens & Halske ein E-Werk errichten, das auch die Beleuchtung in der Stadt übernahm und aufgrund des Wachstums mehrerer Fabriken sowie durch das gesteigerte Interesse an „Licht und Kraft“ nach 15 Jahren vergrößert werden musste, HEIMATBUCH DER STADT YBBS AN DER DONAU (Ybbs 1967) 100 f.

⁹³ Schöndorfer, seit 1885 Sägewerksbesitzer und Baumeister sowie 1892–1899 Bürgermeister von Hallein, errichtete Ende des 19. Jahrhunderts ein privates E-Werk. Die Einführung der elektrischen Beleuchtung in der Gemeinde bescherte ihm einen Großabnehmer. Dem Einfluss seines Nachfolgers war es zuzuschreiben, dass die 1910 geplante Rückkehr zur kostengünstigeren Gasbeleuchtung unterblieb, THOMAS HELLMUTH, EWALD HIEBL, Hallein – Bürgertum einer Salinenstadt; in: URBANITSCH, STEKL (Hgg.), *Kleinstadtbürgertum* 271.

Unternehmens fortan auf die Erfüllung von bereits eingelangten Aufträgen und den Fabrikbedarf⁹⁴.

Die Bedeutung elektrischer Energie war je nach Zeitpunkt und technischer Komplexität unterschiedlich. Die Elektrifizierung der öffentlichen Beleuchtung versprach erhöhte Sicherheit, sie signalisierte gleichzeitig Fortschritt und großstädtisches Flair. Oft gaben Festbeleuchtungen den Anstoß dazu. In Scheibbs machte der Müller Anton Wimmer den Vorschlag, beim 25-jährigen Gründungsjubiläum des Männergesangsvereins am 18. Juli 1886 die neu errichtete Festhalle sowie den Vorplatz „wunderbar zu illuminieren.“ Der Erfolg war derart durchschlagend, dass die Stadt noch im gleichen Jahr eine elektrische Straßenbeleuchtung einrichtete – die erste in der Monarchie, wie man sich rühmte⁹⁵. Bis zur Jahrhundertwende drang das elektrische Licht auch in kleinere Gemeinden vor. Als der Gemeinderat von Urfahr 1908 eine solch „großstädtische Aktion“ ablehnte, begegnete er sofort dem Vorwurf der Rückständigkeit. Nur mehr rund ein Fünftel der kleinen ungarischen Stadtgemeinden wurde zu dieser Zeit noch mittels Steinöl beleuchtet⁹⁶. Die Elektrizität veränderte das städtische Erscheinungsbild, die Produktionsmethoden, die Arbeitsrhythmen sowie die häuslichen Lebensgewohnheiten. Denn langsam wuchs auch die Zahl der privaten Abnehmer, die für Bequemlichkeit, Sauberkeit und Feuersicherheit höhere Ausgaben zu tragen bereit waren. Auf der Ebene der individuellen Wahrnehmung herrschte helles Entzücken, vor allem bei Kindern. Als in der Wohnung der damals 10-jährigen Maria Mittermayer in Weyer das erste Mal das Licht erstrahlte, liefen ihr „Tränen der Freude über die Wangen“⁹⁷. Aufgrund der verhältnismäßig hohen Stromkosten – in den meisten Städten lagen sie für Privatabnehmer zwischen 60 und 80 Heller pro Kilowattstunde – bestanden freilich bis zum Ersten Weltkrieg die unterschiedlichsten Energieträger nebeneinander; für viele blieb die elektrische Beleuchtung weiterhin eine „Luxusillumination“⁹⁸.

Zur Wasserversorgung der meisten Klein- und Mittelstädte dienten lange Zeit hindurch öffentliche und private Brunnen. Die großen Röhrenbrunnen auf den Hauptplätzen bildeten für die Frauen und Dienstmädchen, die hier den Wasserbedarf der Haushalte deckten, ein wichtiges Kommunikationszentrum. Anfangs galt die Sorge der Öffentlichkeit noch der Verunreinigung des Wassers durch die Benützer. In Pilsen (Plzeň; *Plzeň*) mokierte sich die Presse 1879 über die „nicht immer reinlichen Füße der

⁹⁴ ERWIN PÖSCHL, Steyrs Bedeutung in den Anfängen der Elektrotechnik und Elektroindustrie (1882–1886); in: Veröffentlichungen des Kulturamtes der Stadt Steyr 31 (1974) 37–71. Die elektrische Innenbeleuchtung setzte sich erst ab 1893, die Straßenbeleuchtung ab 1917 durch.

⁹⁵ JOHANN ECKEL, „Scheibbs schwimmt in einem Meer vom Licht“; in: *Erlaftal-Bote* vom 26. April 2002, Sondernummer 650 Jahre Scheibbs, 15.

⁹⁶ HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 32*.

⁹⁷ Zahlreiche Beispiele bei VIKTORIA ARNOLD (Hg.), „Als das Licht kam“. Erinnerungen an die Elektrifizierung (= Damit es nicht verloren geht ... 11, Wien – Köln – Graz 1986), das Zitat 39.

⁹⁸ Eine breite kulturwissenschaftliche Analyse bei ROMAN SANDGRUBER, Strom der Zeit. Das Jahrhundert der Elektrizität (Linz 1992). Angaben über Strompreise ausgewählter Gemeinden bei FEITH, Beleuchtungswesen CLXXVI.

Kucheltrabantinnen“, die bei geringem Wasserstand einfach in das Becken stiegen⁹⁹. In Tirol untersagte man 1882 das Aufstellen von Waschwannen an öffentlichen Brunnen¹⁰⁰. Als sich seit den siebziger Jahren die epidemiologischen Erkenntnisse über Typhus- und Cholerainfektion verbreiteten, setzte eine umfassende Hygienisierungskampagne ein, die auch die öffentliche Trinkwasserversorgung erfasste. Besondere Kritik von Ärzten und wissenschaftlichen Vereinen galt den alten, von Fäulnis bedrohten hölzernen Rohrleitungen und Bassins, den fehlenden oder unzureichenden Filtrierungsmethoden und der Kontaminierung der Brunnen durch Abwässer. Für rasch wachsende Kommunen mit einer steigenden Nachfrage von Betrieben und Privathaushalten bildeten die schlechte Wasserqualität sowie Wassermangel in trockenen Sommermonaten oder bei starkem Frost ständige Probleme. Auch neue urbane Standards, wie die Besprengung von Straßen und Gehsteigen sowie die Bewässerung der Parkanlagen, ließen den Wasserbedarf anwachsen. Auf längere Sicht konnte sich kaum eine österreichische Gemeinde der Vorbildwirkung der Wiener „Hochquellenwasserleitung“ entziehen. In alpinen Gebieten schritt man daher an die Erschließung neuer Quellen in der Umgebung der Gemeinden oder zur Anlage von Reservoirs bzw. Talsperren, in ebenen Gegenden griff man meist auf gefiltertes Grundwasser oder Flusswasser zurück. „Köstliches Wasser der Berge mitten im Schoße der Ebene“ lautete die Aufschrift an dem in der Marchinundation gelegenen Quellensystem, das Olmütz versorgte¹⁰¹. Die Herstellung neuer Wasserversorgungsanlagen erfolgte nach der Konsultation von Experten und einer vorherigen Qualitätskontrolle des Wassers durch spezialisierte Unternehmen oder Prüfanstalten. Für die Wartung mussten qualifizierte Fachkräfte angestellt werden. Als Löschwasservorrat legte man, wo es die geologischen Voraussetzungen gestatteten, eigene Teiche an, die dann auch als Bäder, für den Eissport, zur Eisgewinnung und zur Fischzucht genutzt wurden. Bei steigendem Bedarf behalf man sich gelegentlich mit eigenen Nutzwasserleitungen.

Die Bereitschaft der Gemeinden, die zentrale Wasserversorgung als kommunale Aufgabe zu übernehmen, war unterschiedlich groß. Eine Umfrage anlässlich der Pariser Weltausstellung von 1900 sowie andere zeitgenössische Erhebungen zeigen, dass ein deutliches Zentrum–Peripherie–Gefälle bestand und eine durchgreifende Assanierung sich überwiegend auf Gemeinden mit mehr als 15.000 Einwohnern beschränkte. In der ungarischen Reichshälfte erfolgte bloß in Fiume die Wasserversorgung ausschließlich durch eine Wasserleitung. Selbst in größeren Orten – in den meisten Munizipalstädten der Großen Ungarischen Tiefebene, aber auch in Klagenfurt und in einigen galizischen Städten – spielten Ziehbrunnen weiterhin eine große Rolle; vereinzelt wurde noch Wasser aus offenen Gerinnen verwendet. Den Mangel an Hygiene-Bewusstsein zeigte die folgende Angabe einer Gemeinde aus Böhmen: „Wir sind in jeder Beziehung gut ver-

⁹⁹ *Pilsener Zeitung* vom 6. August 1879, zit. PILSEN. HEIMATSTADT SEINER DEUTSCHEN BEWOHNER UND METROPOLE AN DER SPRACHGRENZE. Ein Lesebuch, bearbeitet von ANTON HERZIG (Dinkelsbühl 1978) 176.

¹⁰⁰ *Tiroler Grenzboten* 1882, Nr. 21, zit. PAUL WEITLANER, Dekan Dr. Mattäus Hörfahrer; in: DAS KUFSTEINER BUCH, zusammengestellt von FRANZ BIASI I (= Schlern-Schriften 157, Innsbruck 1957) 125.

¹⁰¹ Kux, Olmütz 358.

sorgt, da der Bach [...] die ganze Ortschaft durchfließt.“¹⁰² Obwohl in Niederösterreich, einem Land mit vergleichsweise schlechter Wasserversorgung, der Landesausschuss ab 1891 entsprechende Subventionen zur Verfügung stellte¹⁰³, standen in manchen Fällen Teile der Gemeindevertretung im Hinblick auf die hohen Investitionskosten und den Betriebsaufwand derartigen Vorhaben ablehnend gegenüber. Ähnlich wie in Waidhofen an der Ybbs klagte man auch anderwärts über die „Antiwassermacher“, die „Anhänger des Althergebrachten, die Langsamen im Begreifen und die Neidischen“, welche sich allen Neuerungen widersetzen¹⁰⁴. So konnten sich in Wels weder die Bezirkshauptmannschaft noch der rührige Stadtarzt gegen das Desinteresse der Bevölkerung und die Lethargie des Gemeindeausschusses durchsetzen. Die Verwirklichung des Projekts zögerte sich dort so lange hinaus, bis der Erste Weltkrieg die Arbeitskräfte- und Materialbeschaffung erschwerte und schließlich der Zusammenbruch der Monarchie das in Kriegsanleihen angelegte Darlehenskapital vernichtete¹⁰⁵. Auch die Haltung der Bevölkerung war ambivalent. In Innsbruck reagierten die Verantwortlichen auf Befürchtungen, die Bausubstanz der Häuser könnte durch die Installationen Schaden leiden, mit Hinweisen auf neue technische Standards und die leichtere Vermietbarkeit komfortabler Wohnungen an Fremde¹⁰⁶. Selbst in einem bedeutenden Zentrum wie Laibach war 1884 nur rund ein Fünftel der Bevölkerung zum Anschluss an das neue Wasserleitungsnetz bereit; 47 % der Bewohner sprachen sich entschieden dagegen aus, da sie Qualitäts- und Versorgungsmängel sowie hohe Kosten befürchteten¹⁰⁷. Mit der Anlage von Wasserleitungen waren neue Anforderungen an die Bevölkerung verbunden. Der „gewissenlose[n] Verschwendung zu Gartenbespritzungen oder Dachkühlungen im Sommer“ konnte zum Beispiel in Brixen (Bressanone; *Brixen/Bressanone*) erst mit der Einführung von Wassermessern und mit fixen Abnahmepreisen Einhalt geboten werden¹⁰⁸. Bald aber erkannte man die Vorteile einer gesicherten Wasser-

¹⁰² MAX GRUBER, Die Wasserversorgung und Reinigung der österreichischen Ortschaften mit 1000 und mehr Einwohnern; in: SOCIALE VERWALTUNG IN OESTERREICH AM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS. AUS ANLASS DER WELTAUSSTELLUNG PARIS 1900 [...] herausgegeben vom Special-Comité für Socialökonomie, Hygiene und öffentliches Hilfswesen II/6 (Wien – Leipzig 1900) 28.

¹⁰³ In Niederösterreich entstanden zwischen 1891 und 1917 in 229 Gemeinden 24 neue Brunnen, 62 Reservoirs und 160 Wasserleitungen; vgl. DIE ENTWICKLUNG UND FÖRDERUNG DER TECHNISCHEN BODENMELIORATIONEN UND DER LÄNDLICHEN WASSERVERSORGUNGEN IM ERZHERZOGTUM ÖSTERREICH U. D. ENNS IN DEN JAHREN 1857 BIS 1917, herausgegeben vom niederösterreichischen Landesausschusse (Wien 1918) 56 ff.

¹⁰⁴ 100 JAHRE WASSERWERK WAIDHOFEN AN DER YBBS 1894–1994, redigiert von MARIA GUMPINGER (Waidhofen an der Ybbs 1994) 21, 26.

¹⁰⁵ GABRIELE FRÖSCHL, Wels – Im Schatten der Landeshauptstadt; in: URBANITSCH, STEKL (Hgg.), Kleinstadtbürgertum 406 ff. Die Neuanlage erfolgte erst ab 1965.

¹⁰⁶ INGRID HUEMER-PLATTNER, Die Stadt wird immer durstiger; in: ELISABETH DIETRICH (Hg.), Stadt im Gebirge. Leben und Umwelt in Innsbruck im 19. Jahrhundert (Innsbruck – Wien 1996) 114.

¹⁰⁷ TADEJA TOMIŠEK-RIHTAR, Pili smo vodo, polno škodljivega mrčesa. H kulturni zgodovini ljubljanskega vodovoda in kanalizacije pred prvo svetovno vojno [Wir tranken Wasser, voll schädlichen Ungeziefers. Zur Kulturgeschichte der Laibacher Wasserversorgung und Kanalisation vor dem Ersten Weltkrieg]; in: Zgodovina za vse 4/1 (1997) 53.

¹⁰⁸ L. BERNARD, Die Gemeindebetriebe der Stadt Brixen; in: JOHANNES CARL FUCHS (Hg.), Die Gemeindebetriebe in Österreich (= Schriften des Vereins für Socialpolitik 130/1, Leipzig 1909) 230.

versorgung. Überall stand gutes Trinkwasser zur Verfügung, die Reinlichkeit in gehobenen Gasthöfen entsprach zeitgemäßen Anforderungen; private oder städtische Badeanstalten standen auch weniger Bemittelten offen; in den Wohnungen entfiel die schwere Arbeit des Wasserholens, die bisher Dienstboten oder Wasserträger ausgeübt hatten; in den Keller- oder Bodenräumen von Neubauten entstanden eigene Waschküchen; englische „Wasser-Closets“ vermieden Geruchsbelästigungen und gewährleisteten Sauberkeit; nach und nach ersetzten Badezimmer die komplizierten Reinigungsprozeduren in Bottichen. Und nicht zuletzt verbesserte gutes Wasser auch die Qualität des Bieres – ein Umstand, den man besonders in Böhmen und Mähren zu schätzen wusste¹⁰⁹.

In engem Zusammenhang mit dem Bau neuer Wasserleitungen, die das Abwasser um ein Vielfaches vermehrten, stand die Anlage leistungsfähiger Kanalisationssysteme. Die unterirdischen Entwässerungskanäle, die bereits seit den fünfziger Jahren auch in einigen kleineren Städten entstanden, dienten zunächst meist ausschließlich für den Abfluss der Regen-, Haushalts- und Industrieabwässer. Trotz aller Verbote gelangten auch feste Abfälle und Giftstoffe in die Kanäle, die oft ein unzureichendes Gefälle und einen schlechten baulichen Zustand aufwiesen. Eine Kontaminierung des Grundwassers und höhere Mortalitätsraten waren die Folgen. Die raschen Fortschritte der wissenschaftlichen Hygiene in England und Deutschland ließen auch in Österreich die Überzeugung entstehen, dass eine zentrale Druckwasserversorgung in Verbindung mit einer modernen Schwemmkanalisation die älteren Einrichtungen ersetzen müsste. Die Furcht vor Cholera-Epidemien sowie eine erhöhte Sensibilisierung für Geruchsbelästigungen¹¹⁰ beschleunigten die Verbesserung der stadthygienischen Verhältnisse. Dabei gelangten die Abwässer allerdings weiterhin in die nächsten Flüsse, da man auf die Selbstreinigungskraft der Wasserläufe setzte. Rieselfelder bildeten Ausnahmen. Vor allem in kleineren Orten, namentlich in weiten Teilen Galiziens und der Bukowina, befanden sich die Aborte noch im Freien, abseits des Hauses. Noch um 1900 wurden die Sicker- oder Senkgruben zwei Mal jährlich geleert und ihr Inhalt als Dünger auf nahe Äcker transportiert¹¹¹. Selbst in einem repräsentativen Zentrum wie Reichenberg gelang es nur mit viel Überzeugungsarbeit und unter Strafandrohungen, alle Hausbesitzer zur Abdichtung bzw. zur Neuanlage der „Kothlager“ zu bewegen. Als man jedoch 1894 die regelmäßige und verpflichtende Entleerung der Senkgruben mittels Saugpumpen durchzusetzen versuchte, „wurden von den Hausbesitzern alle Hebel in Bewegung gesetzt, die Statthalterei, der Landtag, ja selbst der Verwaltungsgerichtshof angerufen, um die ‚unnöthige‘ und verhasste Neuerung zu verhindern“. „Doch die Beharrlichkeit siegte“, wie ein administrativer Bericht registrierte. Obwohl man in der Folge die bestehenden Abwässereinrichtungen verbesserte bzw. ausbaute, sollte eine effiziente Kanalisation nach zeitgemäßem Standard samt der erforderlichen Kläranlage erst in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts geschaffen werden¹¹². Dabei

¹⁰⁹ H. CANTOR, Jahres-Bericht des Olmützer Stadtphysikates für das Jahr 1893 (Olmütz 1894) 21.

¹¹⁰ Über die Wahrnehmung von Geruchsbelästigungen PETER PAYER, Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen (Wien 1997).

¹¹¹ GRUBER, Wasserversorgung und Reinigung 29 f.

¹¹² BAYER, Volksbewegung Reichenbergs 89 f.

handelte es sich freilich um keinen Einzelfall. 1880 wurde in Innsbruck das „Raggeln“, die halbjährliche mechanische Reinigung der Abtrittsgruben, durch eine pneumatische Entleerung ersetzt, was für die Hausbesitzer den Verlust ihrer „Fäkaliengelder“ und zusätzliche Abgaben bedeutete. Doch schließlich behielten Argumente der Modernität, des Fremdenverkehrs und der Hygiene die Oberhand und ließen, allerdings erst 1903, ein leistungsfähiges Abwasserbeseitigungssystem entstehen. Auch andere Kommunen zögerten die hohen Investitionen möglichst lange hinaus. Die bevölkerungsreichen Städte des Alföld, aber auch andere kleinere Gemeinden Transleithaniens, verfügten am Vorabend des Ersten Weltkriegs noch über keine Kanalisationsanlagen. So kann es nicht verwundern, dass in Teilen von Cilli um 1870 noch das auf die Römerzeit zurückgehende Kanalsystem in Gebrauch war und in anderen Städten noch am Beginn des 20. Jahrhunderts die Abflüsse aus Aborten über offene Gerinne zu den nächsten Kanälen gelangten¹¹³.

Abfälle wurden bis weit ins 19. Jahrhundert nicht selten in Brunnen oder Kanäle geworfen, in Höfen gelagert oder einfach auf der Straße deponiert. Es ist daher verständlich, dass sich der 1876 neu gegründete Verschönerungsverein Sterzing (*Sterzing/Vipiteno*) sofort „die Entfernung der Misthaufen in der Neustadt binnen 14 Tagen“ zum Ziel setzte¹¹⁴. Überall setzten nun Kampagnen gegen die Verunreinigung des öffentlichen Raumes ein. Aufforderungen an die Hausbesitzer, die Gehsteige regelmäßig zu säubern, lösten nur einen Teil des Abfallproblems. Nicht nur das städtische Sanitätskomitee von Kremsier legte daher die Abholung des Hauskehrichts gemeinsam mit der Dungabfuhr auf einen bestimmten Tag in der Woche fest. Die Verpflichtung zur Aufstellung provisorischer Müllbehälter in den Hofräumen stieß jedoch umgehend auf Kritik, da man „gesundheitsschädliche Gerüche und die Zuziehung von Ungeziefer (Ratten, Mäuse)“ fürchtete¹¹⁵. Zahlreiche Bestrafungen verweisen auf den Widerstand gegen diese Neuerungen. Doch der Trend zu verbesserten hygienischen Standards war nicht aufzuhalten. Man erprobte staub- und geruchshemmende Mülltonnen sowie erste Versuche zur Mülltrennung. Die meisten Städte übernahmen die regelmäßige Kehrichtabfuhr in Eigenregie, nur wenige vergaben die Arbeit an spezialisierte Unternehmen oder verpflichteten die Hauseigentümer zum Abtransport der Abfälle. Diese wurden nach Möglichkeit zur Düngung verwendet, in einigen ungarischen Städten experimentierte man auch mit einer frühen Form der Müllverbrennung¹¹⁶.

Erst im späten 19. Jahrhundert beschäftigten sich kleinere Gemeinden – teils auf Druck der Sanitätsabteilung der Landesausschüsse – mit der Errichtung von kommunalen Schlachthöfen. Nach französischem und deutschem Muster sollte eine veterinärmedizinische Fleischkontrolle nicht nur gesundheitliche Risiken verringern, sondern auch

¹¹³ Beispiele bei MARIE TOŠNEROVÁ, Beroun – Im Sog fortschreitender Modernisierung; in: URBA-NITSCH, STEKL (Hgg.), Kleinstadtbürgertum 141; HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 41* f.

¹¹⁴ ELISABETH LANGER-KOFLER, Aus dem Sterzinger Vereinswesen der letzten 100 Jahre; in: STERZINGER HEIMATBUCH, zusammengestellt von ANSELM SPARBER (= Schlern-Schriften 232, Innsbruck 1965) 529.

¹¹⁵ Das Zitat nach WALBURGA STEMBERGER, Städtischer Unrat; in: DIETRICH (Hg.), Stadt im Gebirge 144.

¹¹⁶ HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 42* f.

die Verschmutzung der Straßen durch Viehtransporte, die Verunreinigung der Hofräume und der Kanäle vermeiden. In Kindheitserinnerungen blieb der „ohrenbetäubende Schrei von Schweinen, denen der Stockknecht [...] mit einem Holzschlegel auf offener Gasse den Garaus machte“, als ein „grausiges Schauspiel“ präsent – das allerdings durch die Faszination des Blutrührens und das Füllen von Bratwürsten gemildert wurde¹¹⁷. Bei der Verwirklichung der Vorhaben hatte man allerdings häufig den Widerstand der Fleischhauer zu überwinden, welche eine Beaufsichtigung ihrer Tätigkeit ebenso ablehnten wie die anfallenden Beschauegebühren und Mietzine für Kühlzellen. Darüber hinaus hatte auch die Uneinigkeit über den für die regionalen Anforderungen optimalen Bautyp längere Verzögerungen zur Folge. Das Beispiel des Schlachthauses Klagenfurt (1911) zeigt schlaglichtartig jene Schlüsselparolen, mit denen die Gemeinden ihre Reputation als Versorgungszentren mit modernsten hygienischen Standards abzusichern suchten: Der „neuzeitliche Geist“ des Baues spiegelte sich in einer Versöhnung von Technik und Natur, „ein von einem stattlichen Wasserturme überragter, mächtiger Hallenbau“ bildete einen „im freundlichen Farbentone gehaltenen, von Gärten und Wiesen umgebenen Baukomplex“, dem Tierschutzgedanken trugen „dem humanen Zeitgeiste entsprechende Schweinefallen“ sowie Betäubungs- und Schlachtschussapparate Rechnung, Transport-, Kühl-, Verbrennungseinrichtungen, Kläranlage und tierärztliche Beschau verwiesen auf die Erfüllung von veterinärpolizeilichen Anforderungen. Das „hübsch ausgestattete, bestens bewirtschaftete Restaurant“ und ein „schöner, schattiger Gastgarten“ boten Gästen einen angenehmen Aufenthalt und überzeugten von der Qualität der Produkte¹¹⁸.

Nicht nur Tierschlachtungen, auch Staub und Kot empfand man zunehmend als unzumutbare Belästigung. Doch die Pflasterung beschränkte sich in Kleinstädten vielfach nur auf den Hauptplatz bzw. auf die wichtigsten Straßenzüge. „Wenn Du [bei Schlechtwetter] deinen Fuß auf die Gasse setztest, war es um dich geschehen; trotz Gummischuhen und vorsichtigem Gange kamst du mit durchnässten Füßen zu deinem wenn auch nahen Ziele. [...] Es erging gar Manchen wie den Königskindern im Volksliede, diesseits und jenseits des Kothsees standen sie und konnten nicht zueinander“, bemerkte 1855 ein Feuilleton in der *Klagenfurter Zeitung*¹¹⁹. Spätestens der Bau von Kanälen und Wasserleitungen zwang alle Gemeinden, sich erneut mit den Problemen der Pflasterung auseinander zu setzen. Mochten auch da und dort die Kosten für hochwertiges Material vorübergehend die Gemüter erhitzen – progressive Meinungsmacher betrachteten eine „gewähltere Toilette der Straßen“ keineswegs als bloßen Luxus, sondern als Signum von Urbanität. Schotterstaub und Kot wurde je nach Argumentationsweise gesundheits-, ru- oder wirtschaftsschädigende Bedeutung zugeschrieben. Doch trotz aller Aktivitäten blieben selbst in mittelgroßen Städten die Pflasterungen sämtlicher öffentlicher Verkehrsflächen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf die zentralen Stadträume beschränkt, wobei die Neugestaltung der „Bürgersteige“ Vorrang hatte. Die

¹¹⁷ HUGO KLEIN, Alt-Brunecker Erinnerungen; in: *Der Schlern* 6 (1925) 250 f.

¹¹⁸ ADOLF WOLF, Die städtischen Betriebe; in: ERWIN STEIN (Hg.), *Klagenfurt (= Die Städte Deutschlands)* 4, Berlin 1929) 163 ff.

¹¹⁹ Zit. ERICH NUSSBAUMER, Alt-Klagenfurt. Aus dem Stadtleben der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts; in: *DIE LANDESHAUPTSTADT KLAGENFURT* II 80.

Prozentsätze betragen in Troppau 48 %, in Karlsbad 33 %, in Iglau (Jihlava; *Jihlava*) 27 %, in Znaim (Znojmo; *Znojmo*) 20 % und in Bielitz gar nur 18 %¹²⁰. Für Ungarn lag der Landesdurchschnitt bei 35 % in Munizipalstädten und bei 19 % in Städten mit geordnetem Magistrat¹²¹. Die Pflasterung zog freilich auch neue Verpflichtungen – die Reinigung der Gehsteige – nach sich. Auch untersagte man das Aufstellen von Verkaufsständen, Transporte mit Handwagen oder Schubkarren sowie das Schlittschuhlaufen oder Schlittenfahren der Kinder auf den neuen „Bürgersteigen“.

Selbst Gemeinden im ländlichen Raum verzichteten nur selten auf eine Verschönerung des Stadtbildes durch Alleen und Parks. Besonders in Kurstädten, aber auch bei kleineren Stadtparks, folgte man dem auf adeligen Landsitzen verbreiteten „Zonierungsprinzip“. Im Mittelpunkt stand ein prächtiges Kurhaus oder Restaurant, das von Terrassen oder Blumenbeeten umgeben war. Dieses Ensemble war eingebettet in ein möglichst weitläufiges, im Stile von Landschaftsgärten gestaltetes Areal mit weiten Rasenflächen, Springbrunnen, Teichen und zahlreichen Spazierwegen. Die Pflanzung von, je nach politischer Präferenz, Franz-Josephs-Linden oder Bismarck-Eichen sorgte ebenso für politische Akzente wie die Aufstellung von Denkmälern nationaler Heroen. Die Fernwirkung der Ideenwelt des aufgeklärten Bildungsbürgertums betrachtete die kommunalen Grünanlagen als Gelegenheit zu besinnlichem Naturgenuss, repräsentativer Selbstdarstellung des städtischen Bürgertums und zur Erholung. In den „Alpengärten“ verbanden sich didaktische Zielsetzungen mit der Faszination einer „ursprünglichen“, unbekannteren Flora. Eine kontinuierliche Pflege der Grünanlagen setzte sich allerdings nur langsam durch. Für kritische Pressestimmen sahen manche Innsbrucker Parks mit Abfällen, verwilderten Sträuchern und unbeschnittenen Bäumen „eher wie ein schäbiger Hund aus denn wie ein Fleckchen kultivierter Erde“¹²². Auch in Ungarn, wo seit 1894 die Bepflanzung des öffentlichen Raumes gesetzlich geregelt war, hielt sich die Umsetzung der Vorschriften in Grenzen; lediglich Thorenburg (Torda, Turda; *Turda*) und Raab wiesen großzügige Parks auf¹²³. Die Akzeptanz der neuen Anlagen gestaltete sich unterschiedlich. Kinder nahmen die Grünflächen oft auf eine spontane Art in Besitz, die gegen gängige Erziehungsideale verstieß und zu Konflikten mit den Anrainern führte. Dabei fielen kurzfristig auch soziale Grenzen, wenn etwa eine Juristentochter im sommerlichen Karlsbad zur „Anführerin einer Bande“ wurde, die aus „Gassenbuben reinsten Wassers“ bestand. In ländlich geprägten Kleinstädten trugen die Knaben aus den Mittel- und Unterschichten ihre wilden Spiele weiterhin in den Gassen aus; Töchter aus „besseren Häusern“ zogen den Aufenthalt im eigenen Garten oder Spaziergänge in der Umgebung dem Promenieren in den Parks vor¹²⁴. In manchen Gegenden gehörte es zum bürgerlichen Distinktionsverhalten, lieber Ausfahrten mit

¹²⁰ ÖSTERREICHISCHES STÄDTEBUCH XII, 696, 372, 577, 663, 772.

¹²¹ HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 43* f.

¹²² Die Kritik aus dem *Innsbrucker Tagblatt* vom 20. Juni 1887 zit. BIRGITTA SENN, „Vor der eigenen Haustüre kehren“; in: DIETRICH (Hg.), Stadt im Gebirge 157.

¹²³ HAUSHALTUNG DER STÄDTE UNGARNS 45*.

¹²⁴ KAROLINE PIRKER, „Das Leben war ein buntes Kaleidoskop“; in: HANNES STEKL (Hg.), „Höhere Töchter“ und „Söhne aus gutem Haus“. Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik (= Damit es nicht verloren geht ... 44, Wien – Köln – Weimar 1999) 129.

dem Wagen als mühsame Spaziergänge oder gar Bergwanderungen zu unternehmen: „Wer viel herumging, wurde für ‚pritscht‘ oder ‚anbrennt‘ gehalten“, erinnerte sich Fritz Zangger an seine Kindheit im Cilli der achtziger Jahre¹²⁵. Ästhetische wie hygienische Ambitionen griffen bereits früh ins Weichbild der Städte aus. Baumpflanzungen, Flusspromenaden, markierte Wanderwege mit Ruhebänken, Schutzhäuser auf nahen Bergen und symbolträchtige Aussichtswarten bildeten eine Attraktion für Stadtbewohner wie für Touristen, aber auch patriotische Gesten sowie eine Selbstbestätigung der Tätigkeit von Verschönerungsvereinen und ihren Gönnern. Die Anlage des Kaiserwaldes im Westen von St. Pölten war das Alterswerk des Vereinsobmanns, der erst nach Abschluss der Arbeiten als 82-jähriger seine Funktion niederlegte¹²⁶. Nicht nur in alpinen Gebieten erschlossen seit der Jahrhundertwende Seilbahnen die umliegenden Berge dem Fremdenverkehr, auch Karlsbad ermöglichte seinen Gästen einen derart bequemen Aufstieg zur „Freundschaftshöhe“ mit „Alpengasthof“¹²⁷. Zu Ehren des Kaisers oder örtlicher Honoratioren diente die Natur als Festkulisse, wie etwa die „brillant inszenierten Höhenbeleuchtungen“ in Mödling 1893 bzw. 1895.

Nur in wenigen Mittelstädten war es notwendig, eine dynamische Stadtentwicklung durch den Ausbau eines Nahverkehrsnetzes in den Griff zu bekommen. Meist begnügte man sich mit regelmäßigen Verbindungen zum Bahnhof, die anfangs von den privaten Postmeistern, von örtlichen Fuhrwerksunternehmern oder findigen Inhabern von Fremdenverkehrsbetrieben unterhalten wurden¹²⁸. In einer Landeshauptstadt wie Linz erfolgte 1880 die Einrichtung einer eigenen Pferdestraßenbahn vom Staatsbahnhof nach Urfahr, die zur Entlastung des kommunalen Budgets einem privaten Betreiberkonsortium überlassen wurde. Trotz der Skepsis eines Teils der Bevölkerung entwickelte sich die Frequenz zufriedenstellend. Das neue Zeitbewusstsein, das Tempo mit Pünktlichkeit verband, wurde offenbar rasch akzeptiert. Doch erst nach Durchführung der Elektrifizierung (1897) und nach eingehenden Rentabilitätsberechnungen entschloss man sich, das innerstädtische Liniennetz auszubauen sowie Verbindungen zu wichtigen öffentlichen Einrichtungen (Krankenhaus), ins industrialisierte Umland der Stadt (Kleinmünchen) und zu markanten Aussichtspunkten (als damals steilste Adhäsionsbahn Europas auf den Pöstlingberg) herzustellen¹²⁹. In Ungarn erhielten zwischen Mitte der neunziger Jahre und 1910 insgesamt 13 Städte elektrische Straßenbahnen. In der westlichen Reichshälfte leisteten sich selbst kleinere Städte eine Straßenbahnverbindung zum Bahnhof. In Olmütz (1899) weinte man den „alten Rumpelkästen“ von Pferde-Omnibussen keine Träne nach und würdigte mit der Metapher von „Licht und Kraft“ die Leistung der

¹²⁵ ZANGGER, Das ewige Feuer 146.

¹²⁶ DENKSCHRIFT ÜBER DIE ENTSTEHUNGS-GESCHICHTE DES KAISER-WALDES IN ST. PÖLTEN (St. Pölten 1898).

¹²⁷ ROLF NITSCH, Heimat Westböhmen. Regierungsbezirk Eger (= Heimatschriften 4, Würzburg 1989) 110.

¹²⁸ So 1877 in Ried; vgl. HUNDERT JAHRE STADT RIED. Festschrift, zusammengestellt von MAX BAU-BOCK, herausgegeben von der Stadtgemeinde Ried im Innkreis (Ried im Innkreis 1957) 88.

¹²⁹ FRITZ MAYRHOFER, WILLIBALD KATZINGER, Geschichte der Stadt Linz II (Linz 1990) 153 f.

Gemeindeverwaltung¹³⁰. In Troppau lockte die Inbetriebnahme der Straßenbahn 1905 eine „nach vielen Hunderten zählende Menge“ an¹³¹. In Ybbs (1907) war der Fahrplan auf den der Westbahnzüge abgestimmt. Ein dichtender Gemeinderat verband die Faszination der „Elektrischen“ mit der Bewunderung menschlicher Schöpfungskraft und bürgerlicher Eintracht¹³². Gmünd im nördlichen Waldviertel leistete sich im gleichen Jahr mit einem Oberleitungsautobus der Firma Mercedes sogar eine revolutionäre Verkehrsverbindung zum zwei Kilometer entfernten Bahnhof¹³³. Die „schienenlose Straßenbahn“ in Judenburg musste bei Steigungen allerdings die Hilfe von Pferdekraft in Anspruch nehmen¹³⁴. Die rudimentäre Ausbildung mittelstädtischer Agglomerationsräume erforderte in der Verkehrspolitik keine großangelegten raumplanerischen Konzepte, sondern legte ein pragmatisches Vorgehen nahe. Auch in Klagenfurt, wo sich Elektrifizierung und Kommunalisierung aufgrund langfristiger Konzessionsverträge mit einer Pferdebahngesellschaft erst ab 1909 durchführen ließen, konzentrierte man sich auf die Anbindung dichter besiedelter Randgebiete an das Zentrum sowie auf eine effiziente Verbindung zu den Bädern am nahen Wörthersee. Die steigenden Frequenzzahlen (1912: 1.559.000, 1917: 4.472.000 Personen) zeigen, dass die „Elektrische“ große Zustimmung fand und die hohen Investitionen gerechtfertigt waren¹³⁵. Die privaten Pferdebahn-Betriebe verschwanden rasch, dagegen konnten sich die Lohnfuhrwerke, die in Mittelstädten schließlich amtliche Kennzeichen erhielten, halten, bis der Individualverkehr mit Fahrrad, Motorrad und Automobil seinen Siegeszug antrat.

5. Kleinstädtische Alltagskultur

Gesellschaftliche Milieus

Die Gesellschaft der Klein- und Mittelstädte war charakterisiert durch dichte Binnenbeziehungen, ein beschränktes Ausmaß an Intimität, engmaschige soziale Kontrollnetze sowie durch eine ausgeprägte Distinktion nach Rang und Vermögen, wie sich der erste weibliche „Wirkliche Hofrat“ Österreichs an ihre Jugendzeit im Klagenfurt der siebziger Jahre erinnerte: „Während man in der Großstadt jahrelang neben Fremden selbst immer fremd und unbekümmert lebte, kannte hier jeder jeden und [...] interes-

¹³⁰ KUX, Olmütz 396 f.

¹³¹ DIE GEMEINDE-VERWALTUNG DER LANDESHAUPTSTADT TROPPAU in den Jahren 1896 bis einsch[liesslich] 1905, herausgegeben vom Troppauer Gemeinderate (Troppau 1911) 285 f.

¹³² OTTO EBNER, Ein treu Gedenken – lieb Erinnern an die Elektrische Straßenbahn der Stadt Ybbs; in: Mitteilungsblatt des Kulturamtes der Stadt Ybbs an der Donau, Folge 27, November 1966; ALFRED LAULA, Straßenbahn Ybbs (Wien 1972).

¹³³ BEZIRKS- UND GRENZSTADT GMÜND IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART. Festschrift anlässlich der 750-Jahrfeier und Grenzlandschau vom 2. bis 5. August 1962, herausgegeben von der Stadtgemeinde Gmünd, NÖ (Gmünd 1962) 26.

¹³⁴ JOHANN ANDRITSCH, Unser Judenburg (Judenburg 1975) 141.

¹³⁵ WOLF, Städtische Betriebe 146 ff., 158 ff.

sierte sich auch einer für den andern bis in die kleinsten Begebenheiten des täglichen Lebens hinein. Die Leute wurden stark nach Rang, vor allem aber nach ihrem Vermögen gewertet.¹³⁶ Formelle wie informelle Verhaltenskodizes bestimmten die Einschätzung der Menschen: „Wer um Neune nicht zu Haus ist, ist ein Lump“, lautete der Wahlspruch von Alt-St. Pöltner Hausfrauen¹³⁷. Bei Verstößen gegen diese Moralvorstellungen blühte überall der „Tratsch“. Skandale stillten die Neugier und Sensationslust. Frauen waren aufgrund der Dichotomie der bürgerlichen Gesellschaft überwiegend auf den privaten Bereich verwiesen – die Öffentlichkeit einer Kleinstadt würdigte nur die gewissenhafte Hausfrau, die repräsentierende Gattin, den dekorativen Aufputz von Festen, die erfolgreiche Erzieherin ihrer Kinder, die engagierte Wohltäterin, die umtriebige Leiterin eines Witwenbetriebes. Zu echter Popularität gelangten Frauen, wenn sie im Sinne männlich geprägter Karrieremythen den Sprung in die große Welt geschafft hatten. Dies gelang der jungen Kufsteinerin Therese Zöttl, die als Marketenderin beim II. Bundesschießen in Innsbruck 1885 das Wohlwollen Kaiser Franz Josephs gefunden hatte, in die Residenz geladen, dort porträtiert und fotografiert wurde und schließlich von der Kaiserin ein wertvolles Diamantenkreuz erhielt. Ihr Bild erschien in zahlreichen Zeitungen und bewog den menschencheuen Berliner Verleger Scherl, um ihre Hand anzuhalten. Die Hochzeit (1886) und die späteren Aufenthalte des Paares in Kufstein bescherten der Stadt nicht nur großzügige Spenden, sondern lieferten auch zahlreichen Gesprächsstoff über den Lebensstil und die Schrollen der Reichen¹³⁸.

Die kleinstädtische Geselligkeit sowie andere Formen der Alltagskultur waren fragmentiert nach sozialem Status, politischer Einstellung, Geschlecht, Nationalität, Konfession und ethnischer Zugehörigkeit. „Wenn der Gastwirt ‚beim Czernowitzer Wehr auf der Insel‘ mit seinen leckeren Fischgerichten aufwartete, so servierte er sie Stadtbürgern und Beamten nur auf weißgedecktem Linnen oder in der Herrenstube; anderweitige Gäste behandelte er als minderwertiges Volk“, betonte der Verfasser der Olmützer Stadtgeschichte¹³⁹. Feine Unterscheidungsmechanismen prägten sämtliche Sphären des Alltagslebens der honorigen Bürger. Eine schmale Oberschicht war kostbarer eingerichtet und verzichtete nicht auf eine opulente Haushaltung mit mehreren Bediensteten, während der Großteil mit einem Dienstmädchen das Auslangen fand. Salon und Speisezimmer mit einer gediegenen Ausstattung, getrennte Schlafzimmer für Eltern und Kinder, separierte Toiletten für Familie und Dienstboten, später ein Badezimmer, eventuell ein gepflegter Garten bildeten ein repräsentativ-komfortables Ambiente. Ein Automobil, Klavier oder Violine, Fremdsprachen und Tennis, Urlaubsreisen und Einkäufe in den Metropolen waren Attribute von Wohlstand, Modernität und gehobener Lebensart. Dabei ließ die kleinstädtische Gesellschaft auch Platz für „Originale“, sofern

¹³⁶ HERTHA SPRUNG, Langeweile gab es für uns Kinder nicht; in: ANDREA SCHNÖLLER, HANNES STEKL (Hgg.), „Es war eine Welt der Geborgenheit ...“. Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (= Damit es nicht verloren geht ... 12, Wien – Köln – Weimar ²1999) 249.

¹³⁷ JOSEF SCHWERDFEGER, Jugenderinnerungen eines alten St. Pöltners (St. Pölten 1925) 19.

¹³⁸ EDUARD LIPPOT, Die Kufsteiner Schützenkönigin 1885. Resi Zöttl, nachmals Frau Scherl-Berlin; in: DAS KUFSTEINER BUCH, zusammengestellt von FRANZ BIASI II (= Schlern-Schriften 157, Innsbruck 1958) 157–172.

¹³⁹ KUX, Olmütz 393.

ihr unkonventionelles Auftreten entweder mit geschätzten Charakterzügen und beruflichen Erfolgen korrespondierte oder ihre Eigenheiten als Skurrilitäten gebilligt wurden.

Der öffentlichen gesellschaftlichen Repräsentation, der Selbstinszenierung, dem Sehen und Gesehen werden, der Anbahnung, Auffrischung oder Vertiefung von Bekanntschaften diente der Korso, der nach dem Vorbild der Wiener Ringstraße auch manche Mittel- und Kleinstädte erreichte. In Wiener Neustadt war der Hauptplatz in den Abendstunden vom „harmlosen Trubel kleinstädtischer Flanierlust erfüllt“, ein Lebensrückblick erzählt von kokettierenden Leutnants, gardierenden Müttern und Blicken pubertierender Gymnasiasten auf das „Wippen der Mädchenfesseln mit dem verheißenden Ansatz der Waden“¹⁴⁰. In Kremsier war die dem Schloss gegenüberliegende „Capitellaube“ „das Stelldichein aller Spaziergänger und Müßiggänger, aller Studenten und Backfische, namentlich am Sonntag nachmittags und an lauen Sommerabenden“. Dem Fürsterzbischof waren derart großstädtische Unterhaltungen jedoch verdächtig, er untersagte eine Grundabtretung für die Verbreiterung des Gehsteigs mit der Bemerkung, dies sei für den Wiener Graben angemessen, nicht aber für die Bischofsstadt¹⁴¹. Unter nationalen Spannungen zerbrach auch die Einheit des Korsos. „Deutsche“ und Tschechen promienierten täglich zwischen 18 und 19 Uhr an zwei verschiedenen Seiten des laubenumsäumten Hauptplatzes von Budweis (Budějovice; *České Budějovice*), die Rathausseite blieb den Pensionisten und „älteren Herrschaften“, die vierte dem Gesinde vorbehalten¹⁴². Einer fühlbaren Distanz sahen sich auch ethnisch-religiöse Gruppen wie die Juden in Kleinstädten des heutigen Polen gegenüber. Das Schtetl bildete durch Sprache, Religion, Bekleidungs Vorschriften, Selbstverwaltungseinrichtungen eine Welt für sich. Lebenserinnerungen sprechen von friedlicher Isolation ohne Konflikte und ohne Freundschaften¹⁴³. Doch in anderen Reichsteilen rissen Deutschnationalismus und Antisemitismus bald tiefe Gräben auf.

Die Bevölkerung von Klein- und Mittelstädten sonnte sich gerne im Abglanz der Herrschaftseliten. Die ortsansässige Aristokratie, wie etwa die Starhemberg im oberösterreichischen Eferding, konnte stets auf Huldigungsakte und Zeichen der Ehrerbietung zählen¹⁴⁴. Vor allem in den größeren Kurorten und in den „Saisonstädten“, die im Sommer eine größere Zahl von Gästen beherbergten, präsentierten sich Mitglieder des Kaiserhauses, fremde Souveräne, Hocharistokraten, hohe Beamte und Militärs, berühmte Künstler, reiche Bürger und geheimnisumwitterte Ausländer vor den Augen der Einheimischen und der anderen Gäste. Überall partizipierten die Gemeinden am Prestige ihrer prominenten Kurgäste, deren ungezwungener Umgang trotz eines sorgfältig abgewogenen Distanzverhaltens eine gewisse Nähe suggerierte. Allerdings registrierten

¹⁴⁰ WALDSTEIN, *Das gerettete Erbe* 26 f.

¹⁴¹ KREMSIER, *Festschrift* 155.

¹⁴² E[RNST] F[RANZ] RICHTER, *Der Budweiser Korso 1854*; in: KARL ADALBERT SEDLMEYER (Hg.), *Budweis. Budweiser und Stritschitzer Sprachinsel* (Miesbach 1979) 410 ff.

¹⁴³ RENZ, *Polnisch-jüdische Kleinstädte*; JOACHIM SCHOENFELD, *Shtetl Memoirs: Jewish Life in Galicia under the Austro-Hungarian Empire and in the Reborn Poland, 1898–1939* (Hoboken, N.J. 1985).

¹⁴⁴ Beispiele bei LUDWIG COMMENDA, *Aschach, Eferding, Wäizenkirchen und Umgebung* (Linz 1905) 156 f.

politisch engagierte Kurgäste selbst im glanzvollen Karlsbad schon früh nationale Zurücksetzungen, die sich etwa im Fehlen tschechischer Ärzte, tschechischer Zeitungen und der tschechischen Umgangssprache ausdrückten: „Wir sind in Böhmen, es sieht jedoch so aus, als ob wir Hunderte von Meilen von allem Tschechischen entfernt wären“, bemerkte der Schriftsteller Jan Neruda im Jahre 1872¹⁴⁵. Der Ausbau von Luhatschowitz (Luháčovice; *Luháčovice*) zu einem Kurzentrum der Tschechen und Slowaken war eine Reaktion auf wachsende nationale Entfremdung. Nur in gehobenen bürgerlichen Kreisen verschwammen die Grenzen zwischen „Kleinstädtern“ und Gästen im geselligen Umgang. Dagegen verweisen polemische Gegenüberstellungen von geldgierigen Vermietern, servilen Einheimischen und berechnend behandelten Kurgästen auf eine unübersehbare Kluft zwischen „Großstädtern“ und „Provinzlern“. Jedenfalls profitierten die Hoteliers, Geschäftsleute und Dienstleistungsanbieter vom Fremdenverkehr sowie vom Versand von Heilwässern, Mineralsalzen und Souvenirs, das Personal von den Trinkgeldern. Dies galt auch für kleinere Kurorte mit ihrem mittelständischen Publikum, das man durch gezielte Werbung zu gewinnen trachtete.

Die vorsichtige Verknüpfung von ländlichem Refugium und kontrollierter Modernisierung sicherte überall die Faszination der Besucher. Überall setzte man auf den Fremdenverkehr¹⁴⁶. Der „Konsum von Gesundheit und Naturerfahrung“, wie ihn Sommerfrische und Touristenzentren ermöglichen sollten, erforderte nicht nur eine adäquate Infrastruktur, die von angemessenen Quartieren über Fotoateliers bis zu Bootsvermietungen reichte¹⁴⁷. Die Erwartungshaltungen der Gäste erforderten auch individuelle Anpassungsleistungen. Der Sterzinger Apotheker Oswald Kofler, ein typischer „Vereinsmeier“, stellte in den neunziger Jahren seine zahlreichen Funktionen gezielt in den Dienst des Fremdenverkehrs. Neben Theater, Konzerten und Ausflügen mit Führungen prägten auch die einmal wöchentlich stattfindenden „Fremdenabende“, bei denen neben einheimischen Kräften auch Sommergäste das Programm bestritten, die kulturelle Atmosphäre der Kleinstadt. Im Winter bot ein „Wintersportclub für Eisläufer und Rodler“ zünftige Unterhaltung. Am Beginn des 20. Jahrhunderts gesellte sich der Skisport dazu, der mit den ersten Wettbewerben ungeahnte Dimensionen erreichte. „Bodenständiges“ verband sich mit „Patriotischem“, wenn man z.B. bei der Umbenennung der 1896 eröffneten Gilfenklamm in „Kaiser-Franz-Josephs-Klamm“ einen Abend mit lebenden Bildern aus dem Jahr 1809 darbot¹⁴⁸.

¹⁴⁵ KAREL FRON, *Živé prameny. Karlovy Vary očima básníků a spisovatelů* [Lebende Quelle. Karlsbad in den Augen von Dichtern und Schriftstellern] (Plzeň 1962) 138 f.

¹⁴⁶ Vgl. HANS HEISS, *Tourismus und Urbanisierung. Fremdenverkehr und Stadtentwicklung in den österreichischen Alpenländern bis 1914*; in: NIEDERSTÄTTER (Hg.), *Stadt. Strom – Strasse – Schiene* 226 ff.; PAVLA VOŠAHLÍKOVÁ, *Städteentwicklung und Bädertouristik. Ihre Bedingungen und ihre Form in den böhmischen Ländern vor dem Ersten Weltkrieg*; in: EBD. 247–256.

¹⁴⁷ Zahlreiche Literaturhinweise bei ANDREA MARIA PENZ, „Bürgerliche Sommerfrische“. *Der Konsum von Gesundheit und Naturerfahrung. Das Beispiel Altaussee um 1900*, Diplomarbeit aus Geschichte (Graz 2001).

¹⁴⁸ LANGER-KOFLER, *Sterzinger Vereinswesen* 529 ff., 539 ff.

Eine ebenfalls ambivalente, doch engere Beziehung entwickelte sich in Garnisonsstädten zwischen Heer und Zivilbevölkerung¹⁴⁹. Das Militär mit seinen prächtigen Uniformen, den repräsentativen Paraden, den attraktiven Musikkapellen prägte, besonders bei Festen und Feiern, das Stadtbild. Die Verhüllung und ästhetische Inszenierung von Gewalt wirkte bis in die Bürgerkorps und Schützengesellschaften, die patriotische Gesinnung, Kaisertröue, Wehrhaftigkeit und Ordnung signalisierten und daher auf kaiserliches Wohlwollen zählen konnten. Ihre integrative Männer-Geselligkeit erschloss rasch überregionale Kontakte, die zahlreichen Fest-, Freuden-, Jubiläums-, Landes- und Bundesschießen stießen auf breite Resonanz. Die Städte waren festlich geschmückt, man sonnte sich im Glanz prominenter Gäste, der Schützenkönig mit der prunkvollen Schützenkette genoss hohe Wertschätzung, Neubauten, wie die Schießstätte von St. Pölten, wurden zu kleinen architektonischen Juwelen¹⁵⁰. Die Offiziere nahmen am geselligen Leben meist regen Anteil: als Gäste von Vereinsveranstaltungen, als gesuchte Tänzer bei Bällen, als beliebte Kartenpartner im Kaffeehaus, als prickelnde Flirts der jungen Mädchen auf dem Korso. Darüber hinaus bot die Präsenz des Militärs der Stadtbevölkerung eine Reihe von wirtschaftlichen Vorteilen. Hausbesitzer profitierten von Vermietungen, Händler von der Verproviantierung, Gewerbetreibende von Lieferungen und Reparaturen. Daraus resultierte die Bereitschaft vieler Gemeinden, durch die Überlassung von Grundstücken oder durch Kreditaufnahmen für die Mitfinanzierung von Heereseinrichtungen das Militär dauerhaft an die Städte zu binden¹⁵¹. Doch jedes „lustige Militärstädtchen“¹⁵² hatte auch seine Kehrseite. In Bruck an der Leitha entstanden um das nahegelegene Übungslager kleinliche Kompetenzstreitigkeiten zwischen Gemeindevertretung und Heeresverwaltung. Teils national motivierte Auseinandersetzungen zwischen den Angehörigen verschiedener Regimenter, gewaltsame Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung, Exzesse, wie sie in Rudolf von Eichthals *Die goldene Spange* oder Jaroslav Hašek's *Der brave Soldat Schwejfk* in literarisierter Form dargestellt wurden, nächtliche Ruhestörung und Prostitution erforderten den Einsatz von Polizei, beschworen Autoritätskonflikte herauf und rissen, zumal in den Unterschichten, tiefe Gräben zur staatlichen Ordnungsmacht auf. Entrüstete Berichte in der Lokalpresse belegen die bürgerliche Sehnsucht nach Ruhe und Frieden¹⁵³.

Mit größerem Wohlwollen konnten Künstler rechnen, die in jenen Kleinstädten, deren altertümliches Erscheinungsbild sich mit einem ästhetisch attraktiven Umland

¹⁴⁹ Anregend PETER MELICHAR, Ästhetik und Disziplin. Das Militär in Wiener Neustadt 1740–1914; in: SYLVIA HAHN, KARL FLANNER (Hgg.), „Die Wienerische Neustadt“. Handwerk, Handel und Militär in der Steinfeldstadt (Wien – Köln – Weimar 1994) 283–336. Zur regionalen Verteilung der Garnisonsstandorte siehe RUMPLER, URBANITSCH (Hgg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 IX/2 Karte 12.3: Truppendislokation des k. u. k. Heeres 1910.

¹⁵⁰ 450 JAHRE SCHÜTZEN IN ST. PÖLTEN. Geschichte des ältesten Vereines der Stadt, herausgegeben von der Kulturverwaltung der Landeshauptstadt St. Pölten (St. Pölten 1990).

¹⁵¹ Über die „Kasernenbaufrage“ in St. Pölten HERRMANN, St. Pölten II 145 ff., 156 ff.

¹⁵² So mit Bezug auf das Kufstein der fünfziger Jahre bei EDUARD LIPPOT, Kufsteiner Chronik 788–1918; in: DAS KUFSTEINER BUCH II 50.

¹⁵³ PETRA WEISS, Bruck an der Leitha von 1867 bis 1918 mit besonderer Berücksichtigung des Brucker Lagers, Diplomarbeit aus Geschichte (Wien 1993).

und günstigen klimatischen Bedingungen verband, besonders in den Sommermonaten mehr oder weniger informelle Künstlerkolonien bildeten. Das Südtiroler Klausen (Chiusa; *Klausen/Chiusa*) wurde in den achtziger Jahren zu einem beliebten Treffpunkt von Münchner Malern, zu deren prominentesten Vertretern Franz Defregger und Robert Russ zählten. Bald füllten auch Zeichnungen anderer deutscher und österreichischer Künstler die Fremdenbücher der Gasthöfe. Die Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gestalteten sich äußerst harmonisch. Kein geringerer als Alexander Koester, dessen ausdrucksvolle Entenbilder berühmt waren, wurde Schwiegersohn des renommiertesten Wirts und schuf sich im Nahbereich des Städtchens ein eigenes Heim¹⁵⁴. Auch am östlichen Rand der Monarchie, im pittoresken Nagybánya (Baia Mare, Frauenbach; *Baia Mare*) am Übergang von der Ungarischen Tiefebene zu den Ausläufern der Ostkarpaten, entstand 1896 eine eigene Künstlerkolonie. Mit großzügiger Unterstützung der Stadtverwaltung und unter wohlwollendem Interesse der Bevölkerung entwickelte eine kleine, früher in München tätige Gruppe von Malern um Simon Hollósy, der auch zwei aus der Stadt selbst stammende Künstler (István Reti und János Torman) angehörten, eine ungarische Variante des Impressionismus. Nach der Gründung einer „freien“ Malerschule (1902), bei der die Aufnahme an keinerlei Vorkenntnisse gebunden und nur jedes „Politisieren“ streng untersagt war, bildete sich ein Kreis von zehn bis zwanzig Malern, deren Werke vielerlei europäische Richtungen repräsentierten. Nach dem Vorbild von Nagybánya entstanden in der Folge auch in anderen ungarischen Städten (darunter Szolnok, Técső [Tyacsiv; Teceu Mare; *Tiachiv*] und Kecskemét) eigene Künstlerkolonien¹⁵⁵. In bekannten Kurorten blieben renommierte Künstler eher unter sich. In Bad Ischl verkehrten Johannes Brahms, Johann Strauß Sohn und Anton Bruckner in gehobenen gesellschaftlichen Zirkeln. Bei einer kurzen Orgelpräsentation in der Pfarrkirche von Meran (*Meran/Merano*) zählte 1913 die Schwester des Königs von Belgien mit ihrem Gemahl, dem Prinzen von Hohenzollern, zu Max Regers Zuhörern. Die Kurstadt an der Passer war für bekannte Dichter, Komponisten und Maler gleichzeitig „Therapieplatz, Werkstatt und Wahlheimat“¹⁵⁶. Vor allem technisch versierte Porträtmaler waren durch zahlreiche Aufträge fest in das Stadtleben integriert. Innovative Künstler, darunter Orazio Gaigher, Wassily Kandinsky, Heinrich Vogeler und Albin Egger-Lienz, vermittelten dem städtischen Kunstleben als Teil des internationalen Publikums neue Impulse. Andere wieder suchten in der Sommerfrische Abgeschiedenheit und Ruhe. Zahlreiche Kompositionen Gustav Mahlers entstanden in der entspannten Atmosphäre im Südtiroler Toblach (*Toblach/Dobbiaco*).

Auch gegenüber Zuwanderern mit respektablen Berufen zeigte sich die „gute Gesellschaft“ einer Kleinstadt durchaus aufgeschlossen. Wo die örtliche Bevölkerung die durch

¹⁵⁴ ERNST LOESCH, Klausen und die Künstler; in: *Der Schlern* 6 (1925) 210–215.

¹⁵⁵ Vgl. dazu ILONA SÁRMÁNY-PARSONS, Die Malerkolonie in Nagybánya im mitteleuropäischen Kontext; in: LÁSZLÓ JURECSKÓ (Hg.), *Seele und Farbe. Nagybánya: Eine Künstlerkolonie am Rande der Monarchie*. Ausstellungskatalog (Wien 1999); sowie GYÖRGY SZÜCS, Nagybánya – Tradition und Erneuerung; in: *EBD.* 27–32.

¹⁵⁶ EWALD KONTSCHIEDER, Therapieplatz, Werkstatt, Wahlheimat – Komponisten in Meran; in: DERS., JOSEF LANZ (Hgg.), *Meran und die Künstler. Musiker, Maler, Poeten in einem Modekurort 1880–1940* (Bozen 2001) 75–98.

unwegsames Gelände vorangetriebenen Bahntrassen auch als Ausdruck individuellen Wagemuts von Ingenieuren und Planern begriff, anerkannte sie die lokale Leitfunktion dieser neuen Bildungsbürger. Ingenieure, Landvermesser, Einlösungskommissare und Bahnbeamte wurden als Repräsentanten des Fortschritts rasch in das städtische Leben integriert. In monate- bis jahrelangen Aufenthalten engagierten sich viele von ihnen bei der Lösung von kommunalen Fragen. Vereine, Stammtische und schließlich Heiratsverbindungen bildeten wichtige Katalysatoren. Angehörige anderer ethnischer Gruppen konnten ebenfalls mit gesellschaftlicher Akzeptanz rechnen, sofern sie sich in die kulturellen Ordnungsmuster der Kleinstädte einfügten. Das italienische Dienstmädchen im Tiroler Bruneck (*Bruneck/Brunico*) war eine willkommene Sprachlehrerin und die vier Töchter eines italienischen Baumeisters wohlgeratene Schülerinnen bei den Ursulinen¹⁵⁷. Schüler und Studenten prägten das gesellschaftlich-kulturelle Profil einer Stadt ebenfalls mit. Bei religiösen Festen wie Kirchenprozessionen, Primizen, der Einführung von Pfarrern, bischöflichen Visitationen u. ä. bildeten die Schulkinder eine wichtige Staffage. Dasselbe galt für kommunale und patriotische Feste, wie die anlässlich der Verfassung 1848 oder der Errettung Kaiser Franz Josephs vom Attentatsversuch Libényis 1853, die in Mährisch Trübau (Moravská Třebová; *Moravská Třebová*) mit großem Aufwand inszeniert wurden¹⁵⁸. In sämtlichen Gymnasien der westlichen Reichshälfte huldigten die Schüler zur „vaterländischen Gesinnungsbildung“ den Ikonen eines österreichisch-deutschen Geisteslebens (Grillparzer, Haydn, Schiller). Öffentliche Konzertveranstaltungen, Akademien, die Jubiläen von Anstalten oder die feierliche Eröffnung von Neubauten fanden in der städtischen Gesellschaft breite Zustimmung und ermöglichten demonstrative Akte bürgerlicher Munifizienz. Auch die Mitglieder des Lehrkörpers traten bei Festakten an die Öffentlichkeit, sei es als Dichter, Komponisten und Festredner, als Verfasser von Jubiläumsschriften oder als Autoren wissenschaftlicher Aufsätze. Die rückblickende Einschätzung des Schullebens gestaltete sich freilich ambivalent. Wehmütige Erinnerungen an Heimeligkeit und Geborgenheit beschworen die „holde Jugendzeit“ herauf und ließen den Direktor als den „besten und geduldigsten Helfer erscheinen“, der den Griechischunterricht zum „edelsten Genuß“ werden ließ¹⁵⁹. Dagegen machten „tyrannische Gewaltmethoden“ und mangelnde Sensibilität von Lehrern – „Er war Wiener, hatte keine gute Meinung von den Kleinstadtkindern und von denen vom Lande gar keine; sie waren einfach dumm.“¹⁶⁰ – manche Unterrichtsstunde zum traumatischen Ereignis. In einer Hochschulstadt wie Leoben verband sich nach der Gründung der Montanlehranstalt (1849) das aus der Schemnitzer Bergakademie übernommene studentische mit bergmännischem Brauchtum. Es prägte bei den Umzügen und Trinkgelagen an den Wochenenden, darüber hinaus aber auch bei Ballveranstaltungen wie bei Abschiedsfeiern für scheidende

¹⁵⁷ BETTINA GÄRTNER, Die Schwarzhemden und die Kleinstadt. Die Lebenswelt Brunecks (Südtirol) zur Zeit des Faschismus, Diplomarbeit aus Geschichte (Salzburg 2001) 13 f.

¹⁵⁸ GOTTLIEB DORNER, Das Gymnasium in Mährisch-Trübau 1803–1945 (Fürth 1956) 124.

¹⁵⁹ HANS PLÖCKINGER, Direktor Anton Baran; in: 260 JAHRE GYMNASIUM KREMS A. D. DONAU. Festschrift des Bundesgymnasiums Krems 1694–1954 (Krems 1954) 26 ff.

¹⁶⁰ DORNER, Gymnasium Mährisch-Trübau 198 f.

Professoren sowie bei Begräbnissen das Profil der Stadt¹⁶¹. Die Hochschule bedeutete eine ungeheure Aufwertung der Stadt. Die Hörer, deren Zahl knapp vor dem Ersten Weltkrieg bis gegen 500 stieg, waren nicht zuletzt ein wichtiger Wirtschaftsfaktor.

Trotz mancher Übergänge – wie etwa das soziale „Zwischenmilieu“ reicher Postmeister, Wirte und Müller oder die politischen Partizipationsrechte von abgabepflichtigen „Wirtschaftsbesitzern“ – waren in den meisten Regionen Cisleithaniens die Grenzen zwischen Stadt und Land territorial, politisch und kulturell klar gezogen. Anders war die Situation in den ausgedehnten Städten der ungarischen Tiefebene – im frühen 20. Jahrhundert betrug die Fläche von Debrezin 957 km², die von Kecskemét 873 km² –, wo die wohlhabende bäuerliche Bevölkerung nicht selten mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft zählte und nach Bedarf zwischen ihren Stadthäusern und den bäuerlichen Anwesen in den peripheren Stadtregionen pendelte¹⁶². So wie sich die Stadtmittelpunkte funktionell an den agrarischen Strukturen auf ihrem Territorium und an neuen administrativen Aufgaben orientierten, so eröffnete in der westlichen Reichshälfte die zentralörtliche Rolle von Klein- und Mittelstädten vielfältige Berührungspunkte mit dem bäuerlich geprägten Hinterland. Wenn bei Behördenwegen aus allen Teilen eines Amtsbezirkes Menschen in die Stadt kamen, tätigten sie dort auch ihre Einkäufe. Andererseits versorgte die Landbevölkerung im Rahmen von Märkten oder durch tägliche Lieferungen die Städte mit ihren Erzeugnissen, bis sich Großhändler oder Genossenschaften einschalteten. Wie das gut dokumentierte Beispiel Karlsbad zeigt¹⁶³, belieferten vor allem Klein- oder Nebenerwerbsbäuerinnen sowohl Privatkunden als auch Hotels und Kaffeehäuser täglich mit frischer Milch und Butter. Sie wurden dabei zunehmend mit neuen sanitätpolizeilichen Standards konfrontiert. Gepanschte Milch, verrostete Transportgefäße, ranziges Fett, verdorbenes Obst, „unappetitliches Aussehen“ von Geflügel u. ä. gerieten nicht nur in Iglau unter den Bannfluch des Marktkommissars¹⁶⁴. Regelmäßige Phasen eines kurzen Kontakts zwischen Stadt und Land und die damit verbundenen Akkulturationsprozesse ließen auch in ausgedehnten ungarischen Marktflücken „entschieden städtische Züge“ entstehen¹⁶⁵. Eine wichtige Mittlerrolle besaßen dabei die Jahrmärkte. Die Mannigfaltigkeit von Kleidung und Sprachen in einem ethnisch gemischten Gebiet wie der Bukowina hat in den liebevollen Schilderungen von Schriftstellern ihren Niederschlag gefunden¹⁶⁶. Ansonsten erfüllten sich die idyllisierten Vorstellungen von Städtern und Kurgästen vom

¹⁶¹ ERNST FORSTNER, Studentisches Brauchtum an der Montanistischen Hochschule; in: DIE MONTANISTISCHE HOCHSCHULE LEOBEN 1848–1949, Schriftleitung OTHMAR M. FRIEDRICH und FRIEDRICH PERZ (Wien 1949) 170–176.

¹⁶² PÁL BELISZKY, The Hungarian Urban Network at the End of the Second Millennium (= Centre for Regional Studies of the Hungarian Academy of Sciences, Discussion Papers 27, Pécs 1999) 16 ff.

¹⁶³ DIE KARLSBADER LANDSCHAFT, herausgegeben vom Heimatverband der Karlsbader e.V. (Wiesbaden 1974) 462 ff., 534 f.

¹⁶⁴ DIE GEMEINDE-VERWALTUNG DER KÖNIGLICHEN STADT IGLAU in den Jahren 1900–1904, herausgegeben vom Gemeinderate (Iglau 1906) 255–259.

¹⁶⁵ SZILÁGYI, Gemeinschaft der Marktflücken 276.

¹⁶⁶ EMANUEL TURCZYNSKI, Czernowitz am Pruth, Hauptstadt der Bukowina; in: HARALD HEPPNER (Hg.), Hauptstädte in Südosteuropa. Geschichte – Funktion – Nationale Symbolkraft (Wien – Köln – Weimar 1992) 79.

„ursprünglichen“ Landleben nur an Sonntagen, wenn sie das Landvolk beim Kirchgang in seiner bunten Tracht bewundern konnten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts übernahm in einigen slowenischen Städten ein Teil des national bewussten Bürgertums die bäuerliche Festtagskleidung als „Nationaltracht“¹⁶⁷. Bestrebungen, das „Konvium der kulturvollen Bürgerkaste und der unverfälschten Bauern“ wiederzubeleben, scheiterten im Tirol der Jahrhundertwende aufgrund von ideologischen Gegensätzen¹⁶⁸. Die Städter glaubten, die gesuchte Agrarromantik etwa bei Ausflügen zu Kirtagen und bei ländlichen Brauchtumsfesten in der Umgebung zu finden. Vor allem die oft kleinstädtisch dimensionierten Kur- und Tourismusgemeinden bildeten „Orte der Versöhnung“, in denen die Qualitäten des zwar naturnahen, aber im bürgerlichen Blick exotischen und oft auch rohen Landlebens mit dem „zivilisatorischen und mondänen Standard avancierter Urbanität“ perfekt verschmolzen¹⁶⁹. Auch der Ausgriff der Städter auf das „Land“ führte – etwa in der Einrichtung von Jausenstationen oder Schutzhäusern – zu einer Symbiose von urbanen Komfortstandards und Versatzstücken bäuerlicher bzw. alpiner Kultur. Der „Verein der Naturfreunde in Mödling“ stattete die alte „Unterkunftshütte“ auf dem 625 Meter hohen Anninger 1898 mit einem „Jagdzimmer“ aus, und die Gaststube mutierte zu einem neu eingerichteten „Speisesaal“, isoliert mit Korksteinen einer örtlichen Fabrik und geschmückt mit Fresken, die Gebirgslandschaften darstellten¹⁷⁰. Die Faszination des Bergsteigens griff gegen Ende des 19. Jahrhunderts bis in die Ebenen Slawoniens aus, wo 1895 in Esseg (Eszék, Osijek; *Osijek*) der alpine Verein „Bršljan“ gegründet wurde¹⁷¹. Mit dem Hochalpinismus, der sich zum Teil in bewusster Absetzung von den örtlichen Eliten entfaltete, waren auch Akte symbolischer Aneignung verbunden. Eine nationalistische Agitation, getragen von Touristenvereinen, neigte besonders in gemischtsprachigen Gebieten zu einer demonstrativen Vereinnahmung der Berge¹⁷². Für die Stadtbewohner wie für das oft aus einfachen Verhältnissen in der näheren Umgebung stammende Personal von Dienstleistungs- und Gewerbebetrieben änderte der Tourismus die Bindung an gewohnte Orte und Zeitrhythmen, erforderte neue Qualifikationen, nährte neue Sehnsüchte. Dabei eröffnete sich ein wachsender Transfer von Zivilisationsgütern in die bäuerlichen Gemeinden. Teile der ländlichen Bevölkerung erwiesen sich jedoch erstaunlich resistent gegen bürgerliches Leistungsdenken, gehobene Verhaltensformen und neue Konsumstile, mit denen sie im urbanen Bereich konfrontiert wurden. Aus der Sicht aufgeklärt-liberaler Städter wurde den Bauern daher vielfach Rückständigkeit, ein wenig kontrolliertes soziales Verhalten und geringe politische Mündigkeit zugeschrieben. Mit deren zunehmender

¹⁶⁷ ANGELOS BAŠ, *Posebnosti slovenske in nemške obleke na slovenskem od začetka 19. stoletja do druge svetovne vojne* [Die Eigentümlichkeiten slowenischer und deutscher Kleidung in Slowenien vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg]; in: *Zgodovinski Časopis* 46 (1992) 445–450.

¹⁶⁸ PLATTNER, *Fin de siècle in Tirol* 356.

¹⁶⁹ HEISS, *Tourismus und Urbanisierung* 240.

¹⁷⁰ VEREIN DER NATURFREUNDE IN MÖDLING. *Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des Vereines 1878–1902* (Mödling 1902) 18 f.

¹⁷¹ STJEPAN SRŠAN, *Povijest Osijeka* [Geschichte Essegs] (Zagreb 1996) 87.

¹⁷² Eingehend PIETER M. JUDSON, *Tourism, Travel, and National Activism in the Böhmerwald, South Tyrol and South Styria*; in: *Geschichte und Region – Storia e regione* 10/2 (2001) 59–90.

politischer Organisation, etwa in Form von Bauerntagen, war ein beachtlicher Zugewinn an Respektabilität und politischer Beachtung verbunden¹⁷³.

Eine unübersehbare Kluft trennte hingegen die ehrbare Bevölkerung von der mobilen, örtlich nicht integrierten Unterschicht. Vor allem der Eisenbahnbau rief in Kleinstädten wie Dörfern nachhaltige Irritationen hervor. Für den gebildeten Bürger waren etwa die großen Arbeitertrupps auf dem Semmering, die meist aus nichtdeutschsprachigen Gebieten der Monarchie stammten und sich durch ihre proletarisierte Lebensweise von der heimischen Bevölkerung unterschieden, auch eine folkloristische Sehenswürdigkeit, „deren buntes Leben, in den vielfach gemischten Nationalitäten, welche hier tätig sind, vielfachen Reiz gewährt“¹⁷⁴. Die zahlreichen Erdarbeiter, Maurer, Zimmerleute, Schienenleger und Hilfskräfte waren zwar wohlgelittene Kunden örtlicher Geschäfte und Gasthäuser, stellten aber wegen mancher Alkoholexzesse, Raufhändel und Diebstähle für viele ein Gefahrenpotenzial dar; zudem erschütterte die gewerbliche Prostitution die landläufigen Moralvorstellungen. Beispielsweise wurden in Brixen italienische Arbeiter vom städtischen Bürgertum als sicherheitsgefährdende Raufbolde, „Strolche“ und „mindere Leute“ wahrgenommen¹⁷⁵. Mit den wachsenden Nationalitätenkonflikten verschärfte sich die Szenerie. In einer Stadt wie Gmünd, wo einem deutschen Altstadt kern überwiegend von tschechischen Arbeitern bewohnte Vororte gegenüberstanden, wuchsen die Spannungen¹⁷⁶. In einer Doppelstadt wie Bielitz-Biala wandelte sich die Entfremdung der schlesischen und der polnischen Stadthälfte zu einer „gehässigen Feindschaft“. Die deutsche Bevölkerung von Bielitz beklagte die „Polonisierung“ der Vorstädte, die durch die Anwerbung billigerer und „bedürfnisloserer“ polnischer Textilarbeiter beschleunigt wurde¹⁷⁷.

Die distanzierte Haltung gegenüber den neu zugezogenen Industriearbeitern ließ aufbrechende Klassengegensätze manifest werden. In einer Industriestadt wie Fünfkirchen suchte man die frühen Organisationen der Arbeiterschaft, die vor allem deutsche und tschechische Immigranten aufgebaut hatten, durch ein Gemisch von sozial-harmonisierenden Maßnahmen und Repression zu paralysieren¹⁷⁸. Während überkommene ge-

¹⁷³ Zu einem daraus resultierenden politischen Machtwechsel in Sterzing vgl. HANS KRAMER, Sterzing von 1790 bis 1918; in: STERZINGER HEIMATBUCH 429.

¹⁷⁴ So der Schriftsteller Franz Karl Weidmann, zit. BARBARA ALLMANN, Die Kehrseite des Mythos. Alltag auf der Baustelle; in: DIE EROBERUNG DER LANDSCHAFT. Semmering, Rax, Schneeberg. Katalog zur niederösterreichischen Landesausstellung Schloss Gloggnitz 1992 (Wien 1992) 504. Zum Folgenden PELZL, Amstetten 35 mit Bezug auf diesen Bauabschnitt der Westbahn (1857/58); mit Hinweisen auf die Anlage der Tauernbahn HEINRICH VON ZIMBURG, Die Geschichte Gasteins und des Gasteiner Tales (Wien 1948) 316 ff.

¹⁷⁵ REINHARD JOHLER, HANNES STEKL, Bürgertum in der Bischofsstadt Brixen. Problemfelder und Charakteristika; in: HANS HEISS, HERMANN GUMMERER (Hgg.), Brixen 1867–1882. Die Aufzeichnungen des Färbermeisters Franz Schwaighofer (Bozen – Wien 1994) 412.

¹⁷⁶ BEZIRKS- UND GRENZSTADT GMÜND 27.

¹⁷⁷ ERWIN HANSLIK, Über die Entstehung und Entwicklung von Bielitz-Biala. Sonderabdruck aus dem Programm 1903 des Staats-Gymnasiums (Bielitz 1903) 16.

¹⁷⁸ Vgl. dazu TAMÁS AKNAI, Pécs: Bevölkerungsstruktur. Die demographischen Verhältnisse zwischen 1848 und 1914; in: GERHARD M. DIENES (Hg.), „transLOKAL“. 9 Städte im Netz (1848–1914) (= Ausstellungskatalog des Grazer Stadtmuseums, Graz 1996) 85 ff. sowie TAMÁS AKNAI, FELIX SCHNEIDER, Pécs: Politik. Von der Revolution bis zum 1. Weltkrieg; in: EBD. 183–186.

werbliche Produktionsstrukturen noch Meisterfamilie, Gesellen, Lehrlinge und Dienstboten unter einem Dach vereinten, vollzog sich in den stärker industriell geprägten und rascher expandierenden Gemeinden eine zunehmende Differenzierung zwischen den angestammten bürgerlichen Wohnbereichen. Die sozialräumliche Segregation war begleitet von einer sozialen Trennung. „Dass sich ‚die privilegierten Bürger der kgl. Hauptstadt mit fremden Zugewanderten und hergelassenen Proletariern‘ je unter einem Dach zusammengesetzt hätten, das wäre den Stadtvätern nicht im Traum eingefallen. Der Vorkriegs-Bürgerstolz wußte Distanz zu wahren“, registrierte man in Olmütz¹⁷⁹. Vereinsleben und Geselligkeit der Arbeiterschaft wurden an die Ränder der Siedlungen verdrängt. In Wiener Neustadt hatte sich schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein sozial kohärentes „Manufakturarbeiter-Milieu“ herausgebildet, das mit der verstärkten Migration die wachsende Ablehnung von Behörden und „Einheimischen“ zu spüren bekam¹⁸⁰. Als gewaltbereiter Haufen erschienen die Industriearbeiter bei Katzenmusik und Lebensmittelkrawallen, die sich im Geist der „moralischen Ökonomie“ der Unterschichten vor allem gegen städtische (Klein-)Unternehmer oder regionale Kartellbildungen richteten. Solche Unruhen überlebten bis ins frühe 20. Jahrhundert und konnten – wie beim Anstieg von Milch- bzw. Bier- und Weinpreisen in Kufstein (1906 resp. 1911) – die gesamte „sonst friedliche Bevölkerung“ erfassen¹⁸¹. Einer unkontrollierbaren Masse standen die gehobenen Kreise jedoch bei Streiks und organisierten Demonstrationen gegenüber, wie sie sich mit veränderten sozio-ökonomischen Strukturen und wachsender gewerkschaftlicher Solidarisierung abzeichneten. Der Ruf nach Polizei und die Unterdrückung der Ausschreitungen durch Militärassistenten verstärkten die soziale Polarisierung. Sie garantierten vorübergehende Sicherheit, zerstörten jedoch auch bewährte kommunale Formen der Konfliktregulierung. Bei einem Streik im Leobener Kohlenbergbaurevier führte die rigorose Abschiebung von Arbeitern 1899 zu „Erbitterung in allen Gesellschaftskreisen“ und zu geharnischten, jedoch vergeblichen Protesten der Gemeindevertretung bei den staatlichen Behörden¹⁸². Vor allem industrialisierte Klein- und Mittelstädte waren bemüht, sozialen Spannungen vorzubeugen. So konnte die Stadtverwaltung von Neutitschein (Nový Jičín; *Nový Jičín*) nach erfolgreichen Verhandlungen mit dem Ärar durch die Gründung einer Tabakfabrik (1878) sowie durch freiwillige Sozialleistungen an Arbeitervereine die schwere Krise in der Tuchproduktion wenigstens einigermaßen abfedern¹⁸³. Andere Städte setzten auf die zumindest symbolische Einbindung der Arbeiterschaft in ein umfassendes Kulturkonzept. Bei den Feiern zum 600-Jahr-Jubiläum von Wiener Neustadt (1892) marschierten an der Spitze des Lampionumzuges rund 400 Mitglieder des Arbeitervereins. In diesem Akt kam das bürgerliche Sozialmodell zum Ausdruck, das die Integrationsfähigkeit der „Massen“ betonte und die realen Ungleichheiten und

¹⁷⁹ KUX, Olmütz 393.

¹⁸⁰ SYLVIA HAHN, Fremde Frauen. Migration und Erwerbstätigkeit von Frauen am Beispiel von Wiener Neustadt; in: *Zeitgeschichte* 20/5–6 (1993) 139–157.

¹⁸¹ LIPPOT, Kufsteiner Chronik 90, 114 f.

¹⁸² HANS PIENN, „... 30 Jahre früher als durch Gesetz“. Der Streik 1889 im Leobener Kohlenbergbaurevier um Einführung des Achtstundentages; in: *Der Leobener Strauß* 4 (1976) 142.

¹⁸³ OTTO, *Přehled dějin Nového Jičína* [Überblick über die Geschichte von Neutitschein] 26–29.

Abhängigkeitsverhältnisse unter dem vorübergehend ausgleichenden Ritual des Festes verschleierte¹⁸⁴. Im Salzburger Hallein entstand eine „bürgerliche Salzkultur“, die traditionellen Berufsgruppen – darunter Bergknappen, Salzträgern und Salzschiffnern – ein vermeintliches Fortleben alt-ständischer, von Veränderungen weitgehend unberührter Kulturformen suggerierte. Diese konstruierten Traditionen wurden zunehmend mit dem Orientierungspunkt „Heimat“ verknüpft, der sowohl Verwurzelung als auch Stabilität signalisierte¹⁸⁵.

Feste und Geselligkeit

Die Festkultur erwies sich stets als ein verbindendes Element der Kleinstadtbevölkerung. Die Gaumen-, Schau- und Kauflust der Menschen kam bei den Jahrmärkten mit ihren Verkaufsständen, Karussells, Panoramen, Panoptiken, Akrobaten und Wahrsagerinnen sowie bei Gastspielen von Zirkussen mit „bengalischer Beleuchtung“ voll auf ihre Rechnung¹⁸⁶. Ungebrochen zeigt sich die Bereitschaft, in eine Überhöhung des Alltags Zeit, Geld und Energien zu investieren. Von besonderer Bedeutung waren Städtejubiläen, die eine umfassende Identitätsbildung durch das Feiern von Geschichte mit der Selbstinszenierung der bürgerlichen Eliten verbanden und eine subtile Balance zwischen Exklusivität und Offenheit anstrebten¹⁸⁷. Obligatorisch waren überall die kollektiven dynastischen Feiern zum Geburts- und Namenstag des Souveräns, zur Vermählung des Kronprinzen, zur Silberhochzeit des Regentenpaares, zu Regierungsjubiläen. Eine Sternstunde im gesellschaftlichen Leben einer Stadt aber bildete ein Besuch von Kaiser Franz Joseph. Eine prachtvolle Festarchitektur mit Triumphpforte, Festzelt, Blumen- und Reissiggirlanden, Lorbeerkränzen, Kaiserbildern, Spruchtafeln, Illuminierungen, Fahnen und Wappen gab der Stadt ein festliches Gepräge. Das Besuchszeremoniell mit Einholung, Ansprachen, Volkshymne, Vorstellungen, musikalischer Umrahmung, Defilees, Diners, Besichtigungen und Theatervorstellungen vermittelte den Spitzen von Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Militär und Kirche, den städtischen Vereinen und der gesamten Bevölkerung in fein abgestufter Form eine Teilhabe an der Aura des Monarchen und sollte gleichzeitig der Stärkung des mit der Person des Herrschers verbundenen Gesamtstaatsbewusstseins dienen¹⁸⁸.

¹⁸⁴ HANNES STEKL, Stadtjubiläum und bürgerliche Identität: Wiener Neustadt 1192–1892; in: Österreich in Geschichte und Literatur 47 (2003) 194–206.

¹⁸⁵ HELLMUTH, HIEBL, Hallein – Bürgertum einer Salinenstadt 293 f.

¹⁸⁶ Das Beispiel Neusohl (Besztercebánya, Banská Bystrica; *Banská Bystrica*) bei JOLANA DARULOVÁ, Stabilität und Veränderung der Funktionen der Wochen- und Jahrmärkte. Der Radvaner Jahrmarkt in der Erzählung und Erinnerung; in: ZUZANA BEŇUŠKOVÁ, PETER SALNER (Hgg.), Stabilität und Wandel in der Großstadt (Bratislava 1995) 95–102.

¹⁸⁷ Details bei HANNES STEKL, Städtejubiläen. Zur gesellschaftlichen Identität von Regionalgruppen; in: WIENER WEGE DER SOZIALGESCHICHTE. Themen – Perspektiven – Vermittlungen, herausgegeben vom Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Wien 1997) 95–118.

¹⁸⁸ Vgl. DANIEL L. UNOWSKY, The Pomp and Politics of Patriotism. Imperial Celebrations in Habsburg Austria 1848–1916 (= Central European Studies, West Lafayette 2005); PETER URBANITSCH, Pluralist Myth and Nationalist Realities: The Dynastic Myth of the Habsburg Monarchy – a Futile Exercise in the Creation of Identity?; in: Austrian History Yearbook 35 (2004) 101–141.

Ein mit den Kaiserempfängen vergleichbares Ritual entfaltete sich bei den Hochfesten religiöser Gemeinschaften. Nur die meist kleineren jüdischen Gemeinden mieden, nicht zuletzt unter dem Eindruck der wachsenden antisemitischen Agitationen, ein demonstratives öffentliches Auftreten als Glaubensgemeinschaft¹⁸⁹. Ambivalent war die Lage der Protestanten. Generell waren sie einem starken Druck der römisch-katholischen Kirche ausgesetzt. Lediglich in Gemeinden mit einem hohen Anteil der evangelisch-reformierten Konfession und zahlreichen lutherischen Zuwanderern erhielten sie eigene Gotteshäuser und entwickelten ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Ähnliches gilt auch für andere religiöse Minderheiten, wie für die Griechisch-Orthodoxen in Agram. Als man 1900 in Bielitz, einem „Hort des Protestantismus“, die Jahresversammlung des österreichischen Zweigs der Gustav-Adolf-Stiftung mit der Enthüllung des zweiten Lutherdenkmals in der Monarchie verband, strömten die Festgäste „in Scharen“ in die festlich geschmückte Stadt¹⁹⁰. In der dominant katholischen westlichen Reichshälfte prägten der Kirchengang, die sonntäglichen Messfeiern, die anschließenden Begegnungen am Kirchenplatz oder in Wirtshäusern, die Prozessionen an Festtagen, Wallfahrten und klerikale Präsenz weithin den Alltag der Gemeinden. In einer Bischofsstadt wie Brixen nützte man religiöse Feiern mit prunkvollerem Zeremoniell und mit subtileren Formen der Ehrerbietung als anderswo zur Demonstration der Allianz von Thron und Altar. Liberale Bürger standen solchen Formen kollektiver Begeisterung reserviert gegenüber und sparten nicht mit Ironie, wenn „namentlich das weibliche Geschlecht sich massenweis herandrängte, die segnende Hand des Bischofs zu küssen“¹⁹¹.

Viele säkulare Formen von Geselligkeit folgten den Traditionen des Brauchtums. Überall gehörten Fasching und Tanz zusammen, wenn auch die Meinungen über die Unmoral sowie über den Nationalcharakter von Modetänzen auseinander gingen. Gehobene außerhäusliche Freizeitgestaltung boten besonders die zahlreichen städtischen Vereine an. Der oberösterreichische Landesarchivar Ferdinand Krakowitz betraute retrospektiv das Linz der späten sechziger Jahre als „unbedeutende Provinzstadt mit kleinbürgerlichem Anstrich“, schätzte jedoch die „gewisse Behaglichkeit in allen Lebenskreisen“. Gerne erinnerte er sich an den Gesangsverein „Frohsinn“ und seinen umsichtigen Chorleiter Anton Bruckner, an Einladungen in die Häuser von Beamten, Lehrern und Kaufleuten, die sonntäglichen „Tafelrunden“, die ungezwungenen „Narrenabende“¹⁹². Nicht nur den Mitgliedern, sondern der gesamten respektablen Stadtbevölkerung boten viele Vereine ein reichhaltiges Festprogramm, das ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erzeugte. Obwohl bereits manche der frühen Vereine politische Ziele verfolgten, vertrauten sie in erster Linie inklusiver Offenheit und wirkten als Testräume für das Potenzial der neuen Bürgerkultur. Ziele des ersten „Linzer Turnvereins“ (1862), der bald Sympathien und Mitglieder

¹⁸⁹ Zu den Schwierigkeiten bei der Konstituierung einer neuen Kultusgemeinde vgl. WALDTRAUD NEUHAUSER-PFEIFFER, KARL RAMSMAIER, *Vergessene Spuren. Die Geschichte der Juden in Steyr* (Linz 1993) 31–52.

¹⁹⁰ ARTHUR SCHMIDT (Hg.), *Die Festtage in Bielitz. Zur Erinnerung an die achtunddreissigste Jahresversammlung des österreichischen Hauptvereins der evang[elischen] Gustav-Adolf-Stiftung und die Enthüllung des Lutherdenkmals* (Bielitz 1900) 7.

¹⁹¹ JOHLER, STEKL, *Bürgertum in der Bischofsstadt* 423.

¹⁹² HANS COMMENDA, *Linz vor hundert Jahren*; in: *Historisches Jahrbuch der Stadt Linz* 1964, 230 ff.

in allen Bevölkerungsschichten gewann, waren „Aufmunterung, Gelegenheit und Anleitung zu regelten Leibesübungen, um dadurch zur eigenen und des Vaterlandes Kräftigung und sittlicher Haltung zu wirken, sowie bildende Geselligkeit und Verständigung zu fördern“¹⁹³. Nach und nach erfassten politische und nationale Gegensätze auch das Vereinsleben. Was für die liberalen Slawen der „Sokol“, war für die katholischen Kreise der „Orel“: Ein Instrument, das die Jugend „geistig und körperlich ertüchtigen“, „auf die schweren nationalen und kulturellen Kämpfe vorbereiten“, und „unter dem Motto: Mit Gott für das Volk [...] die katholische Kultur unter den Slowenen verbreiten“ sollte¹⁹⁴. Vor allem in kleinen Landstädten war es nicht leicht, körperliche Ertüchtigung, Bildung und Geselligkeit zu verbinden, wenn die Arbeit auf Vorrang pochte, persönliche Animositäten entstanden oder konkurrierende Einrichtungen größere Attraktivität ausübten. Die oft mühsame Etablierung der Vereine in eigenen Veranstaltungssälen oder Casinos sicherte eine Unabhängigkeit von Gastgebern und ermöglichte eine Abgrenzung bürgerlicher Teilformationen, und zwar namentlich der Oberschichten. Nur langsam brachen exklusive Formen der Männergeselligkeit auf. Ein elitärer Verein wie der „Union-Yacht-Klub“ in Gmunden blieb bis zum Ersten Weltkrieg eine Domäne der wohlhabenden Männerwelt¹⁹⁵. Seit der Wende zum 20. Jahrhundert rückten neue Sportvereine – Radfahren, Eislauf, Tennis, Fußball – bei Vereinstreffen oder Wettkampferfolgen langsam in den Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung. Erst die zunehmende Differenzierung des Vereinswesens erschloss auch Frauen eine vorerst beschränkte Teilnahme an der städtischen Öffentlichkeit.

Auch lokale Traditionen blieben im kleinstädtischen Raum lange lebendig. Dazu zählten regionalspezifische Formen von körperlicher Betätigung, wie etwa das Eisstockschießen: „Hoch und Nieder, Reich und Arm“ nahm in den fünfziger Jahren in Klagenfurt „an diesem erfrischenden Spiele Antheil“¹⁹⁶. Als dauerhaft erwies sich auch die Pflege von altem Berufsbrauchtum: In einer Weingegend wie Mödling bildeten die alten Hauerbräuche bei Erntedankfest und Fronleichnamsprozession einen attraktiven Bestandteil publikumswirksamer Inszenierungen, die allerdings dem städtischen Festritus angepasst wurden¹⁹⁷. In einer Bergbaustadt wie Leoben waren Knappenaufzüge und Bergmusik feste Bestandteile von Huldigungsritualen, kirchlichen Feiern und Begräbnissen, bis die bergmännische Festkultur in studentisches Brauchtum einfluss und bei der vermeintlichen 600-Jahr-Feier der Stadt 1880 „nur mehr sinnentleertes Dokument einer sich an Makartscher Festzugsregie orientierende[n] städtische[n] Repräsentationsgesellschaft“

¹⁹³ Zur frühen Mitgliederstruktur vgl. POLESNY, Turnen in Linz 127.

¹⁹⁴ BORIS ROZMAN, Orlovski odsek na Vrhniki (1908–1929) [Die Lokalorganisation des „Orel“ in Oberlaibach (1908–1929)]; in: Kronika 41 (1993) 165.

¹⁹⁵ SIEGFRIED HEINRICH NATTER, Der Union-Yacht-Klub, Zweigverein Gmunden; in: STEIN (Hg.), Gmunden 86–90.

¹⁹⁶ NUSSBAUMER, Alt-Klagenfurt 79.

¹⁹⁷ Die Präsentation der ansonsten sorgsam gehüteten Standarte des heiligen Otmar durch zehn Hauer „trug seit jeher zur besonderen Glanzentfaltung der Prozession nach Ansicht der Teilnehmer des Umzuges sowie der vielen Zuschauer von Mödling und Umgebung bei“; ROBERT EDER, Von gestern und Ehegestern. Gesammelte Aufsätze aus Mödlings Vergangenheit und Gegenwart (Mödling 1919) 151 f.

wurde¹⁹⁸. Und in Iglau zielte die Rückbesinnung auf eine glanzvolle Vergangenheit auch auf die historische Legitimation einer deutsch geprägten Kultur, wenn man seit 1890 alljährlich die angeblich „treue Wiedergabe“ eines „Berghäuerzuges“ veranstaltete. Die „farbenreiche Schau“, bei der rund 150 Personen in nach alten Vorlagen hergestellten Kostümen alle Berufssparten, vom Knappen bis zum Bergmeister, präsentierten, lockte nicht nur Einheimische, sondern auch viele Fremde, bis hin zum Deutschen Kaiser, an – ein deutliches Indiz dafür, wie sich ein sentimentalisiertes Begriff von „Heimat“ mit ökonomischen Interessen verbinden ließ¹⁹⁹.

6. Urbane Leitkulturen im kleinstädtischen Raum

Zwischen regionalspezifischen Bezügen und metropolitanen Einflüssen pendelten in Klein- und Mittelstädten Gesang, Musik, Theater und (seltener) Oper, die vorherrschenden Formen kulturell-künstlerischer Präsentation wie Repräsentation der städtischen Eliten. Vor allem Vokal- und Instrumentalmusik blieben lange in lebensgeschichtliche Zäsuren (Taufe, Hochzeit, Begräbnis), in Arbeitsbrauchtum, in schulische sowie religiöse Bezüge (Messfeiern, Kirchtage, Prozessionen) oder in den militärischen Kontext eingebunden. In kleinen Landstädtchen bildeten noch in den achtziger Jahren ein „zerlumpter Leiermann mit seiner Drehorgel“ oder die „ohrenbetäubenden Klänge“ einer wandernden „böhmischen Musig“ an Wochentagen die einzigen musikalischen Angebote²⁰⁰. In einer künstlerisch anspruchsvolleren Mittelstadt wie Pilsen freilich galten Werkelmannen als „musikalische Ruhestörer“, die nicht nur mit ihrer „Dudelei“ angeblich Kranke und Studierende belästigten, sondern sich auch durch ihr wiederholtes Almosenheischen die Aversion der Bürger zuzogen²⁰¹. Auch die Begeisterung für Dilettantengruppen stieß bald an Grenzen. Die „Philharmonische Gesellschaft“ in Amstetten löste sich nach zweijähriger Tätigkeit 1896 auf, da Standesunterschiede, Geldforderungen, Besetzungsschwierigkeiten, mangelnde Probendisziplin, das Fehlen eines geeigneten Konzertsalles und die Verzettlung musikalischer Kräfte eine Weiterführung des an Werken „zeitloser“ Klassik (Haydn, Beethoven) orientierten Betriebes nicht zuließen. Auch der bildungsbürgerliche Optimismus – ging es doch besonders um die Eliminierung „trivialer Geschmacksrichtung“ in der Bevölkerung – konnte sich aufgrund der hohen Eintrittspreise – ein Stehplatz kostete mehr als ein Drittel des Taglohns eines Arbeiters – nicht erfüllen²⁰². Günstiger gestaltete sich die Ausgangslage in Garnisonsorten, wo die Militärkapellen auf ihrem Zug durch die Stadt einen Schwarm von Kindern und Neugierigen hinter sich

¹⁹⁸ DIETER JONTES, Leobener Bergparaden, Knappenaufzüge und bergmännische Feste 1728–1880; in: *Der Leobener Strauß* 1 (1973) 127 f.

¹⁹⁹ FRANZ WÜRZINGER, *Der Iglauer Berghäuerzug* (Iglau o.J.); *DIE GEMEINDE-VERWALTUNG DER KÖNIGLICHEN STADT IGLAU* in den Jahren 1890–1894, herausgegeben vom Gemeinderathe, verfasst von HEINRICH WOZELKA (Iglau 1896) 17 f.

²⁰⁰ KLEIN, *Alt-Brunecker Erinnerungen* 248 f.

²⁰¹ *Pilsener Zeitung* vom 26. Juli 1876, zit. PILSEN 175.

²⁰² ROBERT HINTERNDORFER, *Musik in Amstetten von den Anfängen bis 1914* (Amstetten 1990).

herzogen und besonders an Wochenenden in Musikpavillons oder bei Tanzveranstaltungen aufspielten. Jeder respektable Kurort besaß die obligate Kurkapelle, die während der Saison mehrmals täglich konzertierte. Für die ironisch-distanzierten Ohren eines Lokalreporters präsentierten die Musiker in Bad Vöslau in den sechziger Jahren „manches Gute, aber auch manches Ohrenverletzende“. Doch zumindest die Solidarität der Musiker war beachtlich. Als der Eigentümer des *Wiener Salonblattes* 1885 einen Schmähartikel über das Orchester veröffentlichte, bezog er von aufgebrauchten Musikern eine Tracht Prügel – ein Sieg der „Provinz“ über die „blasierten Leute“ in Wien. Für Kenner setzte freilich erst Hofkapellmeister Hellmesberger als Gastdirigent um 1880 erste Glanzlichter²⁰³. Überall erweiterte die Gründung von Gesangs- und Musikvereinen das Programmangebot und die Spartenvielfalt. Um das Revolutionsjahr 1848 eröffnete das Lied nicht allein den „freiheitlich gesinnten Bürger- und Beamtenkreisen“ der Rieder „Liedertafel“ politische Artikulationsmöglichkeiten, wie sie auch das Vereinsmotto zum Ausdruck brachte: „Harmonie! Bis zum fernen Meeresstrand schließt Du um deutsche Herzen ein Liederband!“ Kein geringerer als Ernst Moritz Arndt honorierte die Tätigkeit des Vereins mit anerkennden Worten²⁰⁴. In Retz und Horn adaptierten die Männergesangsvereine als Zeichen bürgerlich-liberaler Gesinnung die prächtigen Banner der aufgelösten Nationalgarden als Vereinsfahnen. Vorerst verbanden noch die „Liebe zur Musik“ und die „Freude an Geselligkeit“ Akademiker, Beamte, leitende Privatangestellte, einfache Gewerbetreibende und Kleriker. In ihrer Anfangsphase bildeten die Vereine Modelle der bürgerlichen Vergesellschaftung. Die Gesangsvereine durchliefen in den meisten Städten die gleichen wechselhaften Entwicklungen. Liedertafeln, Festabende, Konzerte, Ständchen für Honoratioren, die Mitwirkung bei Theateraufführungen, Wohltätigkeitsveranstaltungen und öffentlichen Festakten sowie Auftritte bei Festmessen sicherten Popularität bei Einheimischen wie bei Gästen; Fahrten zu Sängerkosten erweiterten den Horizont und vermittelten neue Bekanntschaften. Die männerbündische Geselligkeit, die man nach den Proben beim Kartenspiel im Wirtshaus pflegte, öffnete sich nur zögernd für Frauen, die sich lange mit dem Sticken von Fahnen, der Anfertigung von Schärpen, der Widmung von Pokalen oder der Organisation des Kartenverkaufs begnügen mussten. Während der St. Pöltner „Gesang- und Musikverein“ bereits seit 1870 über einen gemischten Chor verfügte, lehnte der dortige „Männergesangsverein“ noch 1903 eine derartige Neuerung ab, da „selbst bei der losen Angliederung des Damenchores [...] der Männerchor vernachlässigt, Eintracht u[nd] Gemütlichkeit geschädigt werden könnten“²⁰⁵.

Eine weitere Konfliktebene entstand seit den siebziger Jahren mit der Formierung von Massenparteien und der Verschärfung nationaler Gegensätze. Vereine dienten nun verstärkt dem Transfer von politischen Zielvorstellungen und Ideologien. Unter erhöhtem Assimilationsdruck sahen sich Vereine zu Kompromissen genötigt. Die deutsche Liedertafel in Preßburg (Pozsony, Prešporok; *Bratislava*) machte in ihrer Programm-

²⁰³ KÜHSCHHELM, Bad Vöslau 56 ff.

²⁰⁴ FRANZ BERGER, Ried im Innkreis (Ried im Innkreis 1948) 388 ff.

²⁰⁵ BETTINA PERSCHL, Der Männergesangsverein St. Pölten. Von der Gründung 1882 bis 1914, Diplomarbeit aus Geschichte (Wien 1998) 25, 45.

gestaltung zahlreiche Zugeständnisse an eine „ungarische nationale Musik“²⁰⁶. Bei herausragenden Ereignissen wie Stadtjubiläen unternahm man den Versuch, bestehende Spannungen zu überbrücken. In Wiener Neustadt kam es erst 1904 zu einem gemeinsamen Konzert der sechs dort bestehenden Gesangsvereine²⁰⁷. Die Abneigung gegenüber jüdischen Mitbürgern bzw. die Aufnahme von Arierparagraphen in die Vereinsstatuten verschärften ethnische wie religiöse Polarisierungen zusätzlich. Der „Männergesangsverein Waidhofen an der Ybbs“ brachte 1911 das „Deutsche Lied“ von Kalliwoda zur Aufführung, das „lange zu Unrecht wegen der angeblich nichtdeutschen Abkunft des Tonsetzers verpönt“ gewesen war. Zwei Jahre später feierte man das 70. Gründungsfest mit der Märchenoper „Der Elfenreif“ von Leopold Kirchberger, womit der Gesangsverein „auch einer Ehrenaufgabe nachkam, deutsch-arischen Künstlern zur Anerkennung zu verhelfen“²⁰⁸. Den traditionellen Prinzipien kultureller Aneignung, Besitz und Bildung, war nun die Zugehörigkeit zur deutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft als neuer Aspekt hinzugefügt worden²⁰⁹. Nicht anders reagierten die nicht-deutschen Nationen. In Krain stellte das Jahr 1884 entscheidende Weichen. Der Arbeiter-Männergesangsverein „Slavec“ [Die Nachtigall] entwickelte sich durch seine öffentlichen Auftritte und seine Kontakte zu kroatischen und tschechischen Vereinen zu einem wichtigen Träger von National- und Klassenbewusstsein²¹⁰. Auch der bürgerliche „Slovensko pevsko društvo“ [Slowenischer Gesangsverein] im südsteirischen Marburg hatte es sich zum Ziel gesetzt, „die Slowenen aus dem nationalen Schlaf zu wecken [...] und die Gegner zu bändigen“. Seit der Jahrhundertwende nahm der Chor zunehmend slawische Volkslieder in sein Repertoire auf und brachte neben slowenischen Ensembles nun auch russische wie tschechische Chöre und Solisten in die Stadt²¹¹. Generell orientierten sich die Angehörigen der verschiedenen Volksgruppen nicht an der Moderne der deutschen Musikpflege, sondern suchten im Anschluss an eigene nationale Traditionen oder in der Aufwertung lokaler Komponisten ihren eigenen Weg.

Das Repertoire der Gesangsvereine oszillierte zwischen Volksliedern, den Kompositionen von bekannten Chorleitern und Dirigenten, Werken der „Klassik“ sowie Chören aus verschiedensten Opern. Erst die Heranziehung von auswärtigen Berufsmusikern oder -sängern, die Einbindung von Instrumentalensembles und der Auftritt

²⁰⁶ ELENA MANNOVÁ, Selbstinszenierung des deutschen Bürgertums in Bratislava im 19. Jahrhundert; in: ZUZANA BEŇUŠKOVÁ, PETER SALNER (Hgg.), Stabilität und Wandel in der Großstadt (Bratislava 1995) 29–43.

²⁰⁷ 1846–1996. 150 JAHRE WR. NEUSTÄDTER MÄNNERGESANGSVEREIN (Wiener Neustadt 1996) 42.

²⁰⁸ WIE MAN SINGT [...] Aus der Geschichte des Männergesangsvereines Waidhofen a. d. Ybbs 1843/1933 (Waidhofen a. d. Ybbs 1933) 13.

²⁰⁹ CHRISTIAN GERBEL, Linz: Politische Herrschaft und kultureller Wandel. Am Beispiel musikalischer Leitlinien zwischen 1890 und 1914; in: REINHARD KANNONIER, HELMUT KONRAD (Hgg.), Urbane Leitkulturen 1890–1914. Leipzig – Ljubljana – Linz – Bologna (= Studien zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte 6, Wien 1995) 105.

²¹⁰ PRIMOŽ KURET, Delavska pevstva društva na Slovenskem. Oris njihove zgodovine v drugi polovici 19. in v začetku 20. stoletja [Arbeitergesangsvereine auf slowenischem Gebiet in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts]; in: Zgodovina za vse 6/2 (1999) 68–82.

²¹¹ MANICA ŠPENDAL, Glasbeno življenje v Mariboru [Musikleben in Marburg]; in: Kronika 31 (1983) 186.

von Frauenchören erlaubten es, auch künstlerisch anspruchsvollere Stücke bzw. Werke mit Oberstimmen oder gar Operetten zu präsentieren. Ein engagierter Chorleiter und hervorragender Pianist wie der Klagenfurter Edwin Komotauer, der zwischen 1899 und 1906 auch Leiter des „Richard-Wagner-Vereins“ war, organisierte in seiner Heimatstadt Gastspiele bekannter Künstler und Interpreten und konfrontierte das Publikum mit Werken „fortschrittlicher“ Komponisten, wie Richard Wagner, Anton Bruckner, Hugo Wolf und Franz Liszt²¹². In Kurstädten wieder leisteten die Kurorchester einen Beitrag zur Differenzierung des kulturellen Angebotes. In Bad Ischl nahmen kreative Kapellmeister behutsam eine Ausweitung der Programmpalette vor. Die Qualität der Darbietungen der oft bunt zusammengewürfelten Musiker wurde mehrfach zum Stadtgespräch. Glaubte man 1873 die Aufführung von Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ „so mancher Bühne der Residenz würdig gegenüber stellen“ zu dürfen, so erfolgte 1881 die Wiedergabe klassischer Werke „in einer Weise, dass sich der Komponist im Grabe umgekehrt haben würde.“ Wenn jedoch Komponisten wie Carl Michael Zierer, Franz Lehár, Leo Fall und Nico Dostal – wie im Sommer 1912 – zum Taktstock griffen, riss dies das Publikum zu Begeisterungstürmen hin²¹³.

Als Signum urbanen Lebens, Ausdruck der bürgerlichen Bildungseuphorie und Instrument nationaler Identifikation bildete das Theater in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein unverzichtbares Element des gesellschaftlichen Lebens einer respektablen Kleinstadt. Vielfach lag das künstlerische Angebot in den Händen von bürgerlichen Dilettantengruppen, die sich aus örtlichen Vereinen rekrutierten. Gelegentlich reichte deren Wirken bis ins ausgehende 18. Jahrhundert zurück. Von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die achtziger Jahre fanden im pittoresken Theater von Grein Liebhaberaufführungen statt. Immer wieder machten es sich „vornehme Bürger der Stadt“ zur Aufgabe, „den Fremden allen möglichen Comfort und Vergnügungen zu bieten“²¹⁴. Nicht selten jedoch kamen die Anstöße von „Auswärtigen“. So konnten die Ingenieure der Brennerbahn bürgerliche Kreise von Sterzing Anfang der fünfziger Jahre für die Bildung einer kurzlebigen Theatergesellschaft begeistern, die sich sogar an Iffland und Schiller wagte²¹⁵. Doch sobald, wie in Leoben, ein „nicht den gebildeten Kreisen der Stadt angehöriger Mann“ die Leitung einer solchen Liebhabergruppe übernahm, zerbrach der fragile, auf kultureller Empathie beruhende soziale Konsens mit den Honoratioren, hier den Nachkommen des alten Eisenadels und den Beamten, deren Logenabonnements die gewünschten Einnahmen sicherten²¹⁶. Doch auch die zunehmende Kommerzialisierung in Form des Pachtsystems barg Konfliktstoff, da es die Bühnen zu einem Objekt geschäftlicher Interessen machte. Obwohl die Direktoren

²¹² AMBROS WILHELMER, Edwin Komotauer, ein Kärntner Musiker (1869–1944); in: DIE LANDESHAUPTSTADT KLAGENFURT II 142.

²¹³ BRUNO DWORZAK, Das Bad Ischler Kurorchester von den Anfängen bis heute (1938–1981), Hausarbeit an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien (Wien 1982) 35, 42.

²¹⁴ FELICITAS PÖTSCHNER, Das Stadttheater Grein und seine Dilettantengesellschaft 1791–1985, phil. Diss. (Wien 1987) 167 ff.

²¹⁵ KRAMER, Sterzing 432.

²¹⁶ ADOLF HARPF, Geschichte des Leobener Stadttheaters zu dessen hundertjährigem Bestande (Leoben 1892) 24.

der Bühnen in der Nähe Wiens von Gastspielen prominenter Darsteller profitierten, waren sie der übermächtigen Konkurrenz der Hoftheater ausgeliefert. Kein Wunder, dass ein Stadttheater, wie das von Wiener Neustadt, Anfang der siebziger Jahre „hauptsächlich auf die Mittelklasse der Bevölkerung angewiesen“ war, wogegen „das sogenannte bessere Publikum“ eine unglaubliche „Teilnahmslosigkeit“ zeigte²¹⁷. Erst unter neuer Leitung und mit einem attraktiven Angebot konnte die Presse in den frühen neunziger Jahren mit Befriedigung feststellen: „Das vollbesetzte Haus durchwehte ein sanfter Hauch bürgerlicher Beständigkeit. Man sah alle Stammgäste früherer Jahre, wie nach fester Location geordnet, auf ihren Plätzen, die ihnen lieb geworden.“²¹⁸ Auslastungsprobleme, vor allem bei Schönwetter, gab es auch im Saisontheater der Kurstadt Gmunden, wo 1889 erst ein kommunales „Circular“ die Mitglieder regierender Häuser, Villenbesitzer und Honoratioren zum Kauf von Abonnements für Logen und Sperrsitze bewegen konnte²¹⁹. Die Beziehungen zwischen Schauspielern und Kleinstadtbevölkerung schwankten zwischen Gleichgültigkeit, Neugier und Anerkennung. Besonders auf bildungsbeffissene Jugendliche übte die Bühne eine beinahe magische Anziehungskraft aus. Für den jungen Franz Theodor Csokor waren der letzte Mödlinger Theaterdirektor rückblickend „nächst dem Kaiser der mächtigste Mann“, das Ensemble „Götter“ und „keine wacklige Dekoration, kein noch so schlissiges Prunkkleid konnten unseren hohen Träumen etwas anhaben“²²⁰. So mancher junge Mann überschüttete die jugendliche Liebhaberin mit Rosen und in Marburg galt es, wie der junge Josef Kainz seinen Eltern schrieb, als Beweis für Kunstverständnis, wenn man Schauspieler in Bürgerhäusern zu seinen Gästen zählte²²¹.

Doch schon früh stellten nationale Manifestationen den kulturellen Konsens in Frage. In Agram sprengten Schüler und Studenten 1860 eine Aufführung, verjagten die deutschen Schauspieler und legten damit den Grundstein für das Engagement kroatischer Akteure²²². In Pilsen errichtete der deutsche Theaterverein 1869 sein eigenes Haus, nachdem die Gemeindegemeinde das klassizistische Stadttheater von 1832 ausschließlich Aufführungen in tschechischer Sprache gewidmet hatte – ein Zeichen, dass „mitten in einer Stadt, die die Tschechen als ihr ausschließliches Erb und Gut ausgeben, [...] wie ehemals echter deutscher Geist lebt, den der rohe Terrorismus und die Sucht nach Entnationalisierung zwar [...] unterdrücken und lähmen, nie und nimmer aber ersticken konnte“, wie es die *Bohemia* im Oktober 1868 formulierte²²³. Im Gegensatz dazu erwiesen sich in Ödenburg Kompromisse als tragfähig. Dort teilten sich deutsche und ungarische Gruppen die Saison. Doch diese Lösung erwies sich als

²¹⁷ Die Zitate nach Wiener Neustädter Lokalzeitungen bei MANFRED LECHNER, *Das Wr. Neustädter Stadttheater 1860–1918*, phil. Diss. (Wien 1991) 53, 82.

²¹⁸ PETER ZUMPF, *Chronik eines Theaters. Wiener Neustadt 1794–1994* (Wiener Neustadt 1994) 189.

²¹⁹ INGRID SPITZBART, *Aus der Chronik des Gmundner Stadttheaters (1872–1999). Ein Querschnitt durch die reichhaltige und bewegte Geschichte des Gmundner Stadttheaters* (Gmunden 1999) 16 f.

²²⁰ Aus Franz Theodor Csokors „Liebeserklärung an eine Stadt“, zit. HERMINE GRAFE, *Theater in Mödling*, phil. Diss. (Wien 1988) 149.

²²¹ PERTASSEK, *Marburg* 236.

²²² SZABO, *Stari Zagreb [Das alte Agram]*.

²²³ Zit. PILSEN 46 f.

äußerst fragil. Als es ein junger ungarischer Offizier nach einer ungarischen Operetenaufführung wagte, aus Diskretionsrücksichten der verehrten Diva einen prächtigen Kranz mit schwarz-gelben Schleifen statt in seinen Hausfarben zu überreichen, führte dies zu einem Eklat: „Es war dies das erste und auch einzige Mal, dass ich in Ödenburg vom Chauvinismus der Magyaren etwas merkte“, erinnerte sich Fürstin Nora Fugger an ihr Garnisonsleben²²⁴. In Reichenberg sparte der Bürgermeister bei der Eröffnung des neuen Hauses, das 1883 das abgebrannte Zunfttheater ersetzte – typischerweise stand „Wilhelm Tell“ auf dem Spielplan –, nicht mit politischen Anspielungen: „Bleibe ein sicherer Hort unserer deutschen Dichtkunst. Bleibe eine wahre Bildungsstätte für unser treues, deutsches Volk!“²²⁵ Auch in Laibach, wo sich durch Übersetzungen und durch die Aufführung von Werken slowenischer Autoren bereits früh eine slowenische Theaterkultur herausgebildet hatte, sollten die wachsenden Spannungen zu gegenseitigen Boykotten des deutschen und slowenischen Publikums im 1892 fertiggestellten Landestheater und schließlich (1911) zur Errichtung eines eigenen deutschen „Kaiser Franz Joseph-Jubiläumstheaters“ führen²²⁶.

Wie andere Kleinstadtbühnen sollte auch das 1899 eröffnete „Arbeitertheater“ Berndorf nach den paternalistisch geprägten Vorstellungen des Industriellen Arthur Krupp und bildungsbefähigter Journalisten dem Publikum „das Gebiet des geistigen und ästhetischen Genusses“ erschließen. Als besonders geeignet galten „bildende, leicht verständliche und doch inhaltsvolle Volksstücke“ im Stile Raimunds und Anzengrubers sowie „Klassiker“, wie Shakespeare, Goethe und Grillparzer²²⁷. Trotz moderater Kartenpreise – die billigste Kategorie lag allgemein zwischen 40 und 50 Kreuzern – erreichte man weniger die ursprünglich angepeilte Zielgruppe der Industriegemeinde als vielmehr eine bunt zusammengewürfelte, gehobener Zuhörerschaft aus einem relativ weiten regionalen Einzugsbereich. Zudem überwog nicht nur im Repertoire des Stadttheaters Berndorf eindeutig das heitere Genre, und nach Meinung der Bildungseliten damit auch Mittelmaß und Plattheiten, sondern auch in anderen Städten, darunter in Wiener Neustadt: „Operetten sind immer voll; die besten Stücke, wenn sie nur einen ernsten Anfang haben, bleiben leer.“²²⁸ Nur wenige Bühnen verzichteten darauf, auch zeitgenössische Werke, darunter Hauptmann, Ibsen, Schnitzler, Gorki, Wedekind und Schönherr aufzuführen.

Die Spielpraxis litt in den Kleinstädten lange am Mangel geeigneter Spielstätten. Wo Wandertruppen überwogen, erfolgten die Aufführungen vielfach in den notdürftig adaptierten Sälen von Gasthöfen oder Hotels. In dem 1865 zum Theater umgestal-

²²⁴ NORA FUGGER, Im Glanz der Kaiserzeit (Wien – München ²1980) 265 f.

²²⁵ PAUL RAINER, Das Reichenberger Stadttheater; in: REICHENBERG 153 f.

²²⁶ HEIDEMARIE UHL, Leipzig und Laibach/Ljubljana: Zur Strukturentwicklung urbaner Leitkulturen. Am Beispiel zweier zentraleuropäischer Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; in: KANNONIER, KONRAD (Hgg.), Urbane Leitkulturen 1890–1914, 31.

²²⁷ Die Zitate aus der Eröffnungsrede von Arthur Krupp sowie aus einem Feuilleton der *Badener Zeitung* vom 21. April 1900 in der populären Darstellung von FELIX DVORAK, Stadttheater Berndorf. Das hundertjährige Wunder (Wien 1998) 21 bzw. 47. 1911 wurde der Spielbetrieb, von den Ensembles der Bühnen von Baden und Wiener Neustadt bestritten, wegen heftiger interner Spannungen wieder eingestellt.

²²⁸ So in einem Zeitungskommentar vom 4. November 1880, zit. LECHNER, Wf. Neustädter Stadttheater 89.

teten Tanzsaal eines Hotels in Czernowitz (Černivci, Cernăuți, Černovcy; Černivci) diente der Stehplatz selbst während der Aufführungen als Zugang zu den Fremdenzimmern²²⁹. Die Errichtung von „Bürgersälen“, wie in Hainburg²³⁰, oder von national, politisch oder konfessionell gebundenen Vereinshäusern mit ihren Mehrzwecksälen schuf ein halbwegs akzeptables Ambiente. Nur langsam entschlossen sich die Gemeinderäte zur Schaffung eigener Kulturbudgets für Investitionen oder Neubauten. Die hölzerne Sommerarena im Kurpark von Mödling, 1875 auf Initiative des Bürgermeisters Joseph Schöffel durch wohlhabende Subskribenten mitfinanziert, war trotz mehrfacher Renovierungen 35 Jahre später nur mehr ein „vorschriftswidriges Brettergefüge“, in dem die Besucher bei plötzlichen Regengüssen ein „gesundes Duschbad“ erhielten²³¹. In Gmunden wieder verweigerte die Gemeinde den Einbau einer Ventilationsanlage ebenso wie die mehrfach geforderte Installation einer elektrischen Beleuchtung. Immerhin rang man sich knapp vor dem Ersten Weltkrieg zu Zuschüssen an den Pächter durch²³². In Klagenfurt dagegen fand selbst der Hinweis auf die „höhere nationale Bedeutung“ zur finanziellen Absicherung der „südlichsten deutschen Bühne“ bloß ein bescheidenes Echo. Mehrfache Renovierungen des Kärntner „Musenstalls“ übertünchten Bau- und Sicherheitsmängel nur notdürftig, bis 1898 symbolträchtig die Grundsteinlegung für das neue „Jubiläums-Stadttheater“ stattfand²³³. Neubauten erfolgten manchmal rasch, manchmal ließen sie aus finanziellen Gründen lange auf sich warten. In Znaim dauerte es sechs Jahre, bis an die Stelle des baufälligen Altbaues 1893 ein neues Haus trat, das Baukosten von rund 272.000 Kronen erforderte²³⁴. Das wohlhabende Aussig erhielt erst 1909 ein eigenes Stadttheater. Es zeugte von Selbstbewusstsein und Weltoffenheit, wenn man die Ausführung einem avantgardistischen Architekten überließ wie in Meran, wo der in München arbeitende Martin Dülfer 1900 einen phantasievollen Jugendstilbau errichtete²³⁵. Die Eröffnung eines Musentempels gestaltete sich überall zu einem eindrucksvollen gesellschaftlichen Ereignis. Ein prominenter Industrieller wie Arthur Krupp konnte 1898 sogar den Kaiser, Erzherzog Rainer (d. J.), mehrere Minister und andere illustre Gäste im neuen, vom renommierten Architekturbüro Fellner und Helmer entworfenen „Kaiser Franz Joseph-

²²⁹ GEORG DROZDOWSKI, Zur Geschichte des Theaters in der Bukowina; in: FRANZ LANG (Hg.), Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks Reihe B/16, München 1961) 454.

²³⁰ In Hainburg wurde in den achtziger Jahren aus den Mitteln der Bürgerkasse der Bürgersaal hergestellt, in dem Tanz- und Theaterunterhaltungen stattfanden. In den Wintermonaten gastierten hier Schauspieltruppen; auch die Jugend der Stadt versuchte sich mit Dilettantenvorführungen; vgl. JOSEPH MAURER, Geschichte der landesfürstlichen Stadt Hainburg (Wien 1894) 496.

²³¹ Zu Baugeschichte und Bauzustand GRAFE, Theater in Mödling 144 ff., 256 ff.

²³² SPITZBART, Gmündner Stadttheater 46–54.

²³³ OTHMAR RUDAN, Das alte Stadttheater in Klagenfurt 1868–1910 (= Aus Forschung und Kunst 1, Klagenfurt 1968) 49, 92, 203 ff.

²³⁴ ANTON VRBKA, Gedenkbuch der Stadt Znaim (1226–1926). Kulturhistorische Bilder aus dieser Zeit (Nikolsburg 1927) 141 ff.

²³⁵ RENATE ABRAM, Kunst und Kultur: vorwiegend heiter; in: KONTSCHIEDER, LANZ (Hgg.), Meran und die Künstler 69 ff.

Theater“ begrüßen und diesen Anlass für eine gezielte Huldigung des Monarchen durch die Arbeiterschaft nützen²³⁶.

Als mächtige Konkurrenz erwies sich überall das Kino. Der Film als ein Motor kultureller Urbanisierung drang seit den späten neunziger Jahren auch langsam in die Kleinstädte vor²³⁷. Oft hatten die Schausteller, die weite Teile der Monarchie bereisten, mit technischen Problemen zu kämpfen; die noch begrenzte Anzahl an Filmen ließ das Interesse an dem neuen Medium kurzfristig erlahmen. Verbesserte Apparaturen, ein erweitertes Filmangebot, gezielte Werbestrategien, eine eigene Stromversorgung mittels Lokomobil sowie die Herstellung von Langfilmen mit einer Vorfuhrdauer von bis zu 20 Minuten trugen zur Überwindung der Krise bei. Als einer der „Matadore“ des „klassischen Wanderkinos“ bereiste Johann Georg Lautermann ab 1902 alle größeren Orte Niederösterreichs. Bildberichte vom Russisch–Japanischen Krieg boten wohl dosiertes Grauen, spezielle „Herrenvorstellungen“ mit pikanten Filmen wie „Dame im Bad“ befriedigten den voyeuristischen Blick, kurzfristig vor Ort gedrehte Lokalaufnahmen erwiesen sich als wahre Kassenmagnete. Schon in den letzten Jahren der Monarchie entstanden in den meisten größeren Gemeinden spezielle Lichtspielhäuser, die entweder die Namen der Besitzer oder klingende Bezeichnungen wie „The Royal Biograph“ (Budweis 1911), „Esplanade-Kino“ (Bad Ischl 1911) oder „Elite“ (St. Pölten 1913) trugen²³⁸.

Dem Zauberwort des Liberalismus, „Bildung“, kam auch in der Kleinstadt eine vorrangige Bedeutung zu, ermöglichte sie doch eine Annäherung an den Idealzustand vollender Bürgerlichkeit. Angesichts der Entstehung eines Massenbuchmarktes und eines Massenlesepublikums hofften Philanthropen wie Intellektuelle durch Lesevereine nun auch „Herz und Gemüth der unteren Volksklassen für das Edle, Wahre und Schöne“ empfänglich zu machen und den „Geist der minder Gebildeten allmählich zu einem reiferen Urtheile zu bringen“²³⁹. Ähnliche Ziele verfolgte später die Gründung von frei oder gegen eine geringe Gebühr zugänglichen öffentlichen Bibliotheken in Städten. Diese Einrichtungen bildeten eine Konkurrenz für die bestehenden Leihbibliotheken, deren Gründung – oft in Zusammenhang mit Buch- und Musikalienhandlungen bzw. Druckereien – durch relativ liberale Bestimmungen 1849 erleichtert worden war. Den Löwenanteil unter den Beständen solcher Leihbibliotheken nahmen, wie ein Welser Beispiel aus dem Jahr 1862 zeigt, so genannte „Trivialromane“ ein, während „Dichturfürsten“ wie Goethe und Schiller nur mit einem Band, die „Wiener Klassiker“ wie Grillparzer, Raimund und Nestroy überhaupt nicht vertreten waren²⁴⁰. Die Gründung öffentlicher Bibliotheken im Rahmen von Vereinen oder konfessionellen Einrichtungen ging vielfach

²³⁶ Zeitungsberichte bei DVORAK, Stadttheater Berndorf 11 ff.

²³⁷ WALTER FRITZ, Kino in Österreich 1896–1930. Der Stummfilm (Wien 1981).

²³⁸ ERICH LINDA, KARL LINDA, Royal-Kino Budweis; in: SEDLMEYER (Hg.), Budweis 348 ff.; ALOIS HAIDER, Die Geschichte des Stadttheaters St. Pölten von 1820–1975, phil. Diss. (Wien 1978) 103 f., 118, 123 ff.

²³⁹ Zit. LESEZIRKEL IN NIEDERÖSTERREICH; in: Blätter für Landeskunde von Niederösterreich 1 (1865) 60 f.

²⁴⁰ GÜNTER K. KALLIAUER, Frühe Welser Leihbibliotheken im 19. Jahrhundert; in: Jahrbuch des Musealvereines Wels 23 (1981) 280 ff.

auf das Engagement von Bibliophilen, auf Geschenke von Honoratioren oder auf politische Aktivitäten zurück und wurde oft durch Spenden der örtlichen Sparkasse sowie von Privaten gefördert. Die Arbeiter-Fortbildungsvereine konzentrierten sich überwiegend auf ihre eigene Klientel, wobei die Leserinnen und Leser zur Enttäuschung der Funktionäre keineswegs nur politisch-ideologische Literatur bevorzugten. Die politische Fragmentierung im ausgehenden 19. Jahrhundert konnte, wie die publizistischen Auseinandersetzungen um liberale Volksbibliotheken in Dornbirn zeigen, durchaus zu einer Neuaufgabe des Kulturkampfes führen. Während nach liberaler Darstellung „alle Gutgesinnten die schöne Einrichtung begrüßten und schätzten“, waren sie für katholische Blätter „dazu angetan, das Volk zu verderben“, da viele Bücher „der Sittlichkeit und Keuschheit ebenso Hohn sprechen wie dem kath[olischen] Glauben“²⁴¹. Vergleichsweise geringeres Konfliktpotenzial enthielten die öffentlichen städtischen Bibliotheken. Die Städtische Volksbücherei Aussig verfügte 1906 über insgesamt 5.837 Bände. Davon entfielen rund 40 % auf Romane, Erzählungen und Jugendschriften, je 15 % auf Poesie, Dramen und andere „Literaturwerke“ bzw. Geographie, 11 % auf Enzyklopädien, je 6 % waren Werke aus den Bereichen Gewerbe, Kunst und Industrie sowie Staats-, Rechtswissenschaften und Volkswirtschaft. Bei 4 % der Bestände handelte es sich um Bücher aus den Gebieten Religion, Philosophie und Philologie, 3 % erreichten die Naturwissenschaften²⁴². Von den 4.883 Entlehnungen entfielen knapp ein Drittel auf „Frauen und Mädchen“, gefolgt von Beamten und Angestellten mit rund einem Viertel sowie Handel- und Gewerbetreibenden mit knapp einem Fünftel und Arbeitern und Gehilfen mit 13 %. Bei 12 % der Entlehner fehlte eine Berufsangabe. Größerer Beliebtheit erfreute sich in Aussig die „Freilesehalle“ mit rund 43.000 Besuchern, davon waren ein knappes Drittel Jugendliche und etwas weniger als ein Sechstel Frauen. Die meiste Nachfrage galt, zumindest 1887 in St. Pölten, der Belletristik mit rund zwei Drittel der Entlehnungen, die Werke Marlitts mussten sogar nachgekauft werden, da ihr Erhaltungszustand gelitten hatte. Weit abgeschlagen folgten historische Werke (16 %), Klassiker (12 %) und „wissenschaftliche Werke“ (5 %)²⁴³. Die Benützung von Schul-, Universitäts-, Stifts- und Amtsbibliotheken oder privaten Sammlungen hingegen blieb gewöhnlich einem sorgfältig ausgewählten Kreis von Studenten, Fachleuten oder bevorzugten Interessenten vorbehalten. In Linz etwa war die erst 1912 formell geschaffene städtische Bücherei „ausschließlich zum Gebrauche der Mitglieder des Gemeinde-, Stadtschul- und Armenrates und des Beamtenkörpers der Stadt“ bestimmt. Bei den auf drei Nachmittage beschränkten Entlehnungen herrschte vor allem für die unsystematisch angeschaffte Belletristik reges Interesse²⁴⁴. Die Breite des Angebots an Zeitungen hing lange vom Einsatz politisch interessierter Personen oder den Geschäftsinteressen von Gastwirten und Cafétiers ab. Politisch engagierte Verlage

²⁴¹ ULRIKE KEMMERLING-UNTERTHURNER, „Ein einziges schlechtes Buch genügt ...“ Dornbirner Volkserzieher, Volksbibliotheken und Vereinsbibliotheken im 19. und 20. Jahrhundert; in: ALFRED PFOSE, PETER VODOSEK (Hgg.), Zur Geschichte der Öffentlichen Bibliotheken in Österreich (Wien 1995) 97.

²⁴² ÖSTERREICHISCHES STÄDTBUCH XII, 290 ff.

²⁴³ UNTERBERGER, Liberalismus in St. Pölten 239.

²⁴⁴ PETER LEICH, Die Geschichte der Linzer Stadtbibliothek; in: Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1986, 169–203.

bzw. Pressvereine versorgten die Kleinstädte flächendeckend mit Regionalblättern, die über ideologiegebundene Mobilisierung hinaus wenigstens einen Ausblick in die Welt der „großen Politik“ und der Sensationen im In- und Ausland boten²⁴⁵.

Bei der Planung von Museen dürfte nicht wenigen Mittel- und Kleinstädten das Vorbild der Landesmuseen vor Augen gestanden sein. Seit der Gründung des Brukenthal-Museums in Hermannstadt (Nagyszeben, Sibiu; *Sibiu*) und des Nationalmuseums in Budapest (1802) hatte in verschiedenen Teilen der Monarchie ein neues Museumsmodell seinen Einzug gehalten, das öffentliche Sammlungstätigkeit mit wissenschaftlichen Ansprüchen, universaler Bildungsempathie und regionaler bzw. dynastischer Identitätsstiftung verband. Auch die Organisationsformen wiesen unverkennbare Parallelen auf, da die Gründungen meist auf die Initiative von Einzelpersonen, einer kleinen Gruppe engagierter Bildungsbürger bzw. von Vereinen zurückgingen²⁴⁶. In Wiener Neustadt etwa hatte Bürgermeister Mießl schon 1820 im Rathaus ein „Antiquitäten-Cabinet“ einrichten lassen, dessen Bestände in der Folge kontinuierlich anwuchsen. Die erste offizielle Ausstellung der „Schätze, Raritäten, Urkunden und Bilder“ anlässlich des 700-Jahr-Jubiläums der Stadt (1892) erwies sich als großer Publikumserfolg. Die städtischen Sammlungen waren ab 1911 im Gebäude der ehemaligen Jesuitenresidenz in der Wiener Vorstadt untergebracht. Die Exponate besaßen nicht nur eine besondere Attraktivität für Schulen, Heeresangehörige und Mitglieder der Universität Wien, sondern auch für patriotische Vereine aus Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Slawonien, da hier Erinnerungsstücke an die 1671 hingerichteten Magnaten und Nationalhelden Zrinyi und Frankopan aufbewahrt wurden²⁴⁷. Anders als in Wiener Neustadt wurden in Eggenburg die Planungen für einen Museumsneubau durch den Wiener Architekten Richard Jordan rasch verwirklicht. Hier hatte sich der gelehrte Büchsenmacher und spätere Eichmeister Johann Krahuletz zu einem leidenschaftlichen Sammler mineralogischer, paläontologischer und urgeschichtlicher Fundstücke entwickelt, was ihm die Anerkennung der wissenschaftlichen Welt im In- und Ausland eintragen sollte. Doch erst das Interesse angesehener Honoratioren der Kleinstadt und die Gründung des Vereins „Krahuletz-Gesellschaft“ im Jahr 1900 ermöglichten die Erwerbung der wertvollen Objekte durch die Stadtgemeinde und sicherten ihnen in einem großzügigen, im Stil der deutschen Renaissance gehaltenen Museumsgebäude eine adäquate Aufstellung. Als eine genuin bürgerliche Gründung dokumentierte das „Krahuletz-Museum“ das kulturelle Potenzial der Bevölkerung. Über die feierliche Eröffnung (1902) hinaus blieb es ein ständiger Anziehungspunkt für Forscher und ein Qualitätssiegel der Klein-

²⁴⁵ Siehe dazu die einzelnen Beiträge in HELMUT RUMPLER, PETER URBANITSCH (Hgg.), Die Habsburgermonarchie 1848–1918 VIII/2: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Die Presse als Faktor der politischen Mobilisierung (Wien 2006).

²⁴⁶ Einen zusammenfassenden Überblick bietet WALTER WAGNER, Die frühen Museumsgründungen in der Donaumonarchie; in: BERNWARD DENEKE (Hg.), Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert (= Studien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts 39, München 1977) 19–28; MARLIES RAFFLER, Museum – Spiegel der Nation? Zugänge zur Historischen Museologie am Beispiel der Genese von Landes- und Nationalmuseen in der Habsburgermonarchie (Wien – Köln – Weimar 2007).

²⁴⁷ GERTRUD BUTTLAR, Stadtmuseum Wiener Neustadt. Katalog (Wiener Neustadt 1995) 7 ff.

stadt²⁴⁸. Die Öffnungszeiten der Kleinstadt-Museen hielten sich freilich in Grenzen. Das „Städtische Anton Rollett-Museum“ in Baden bei Wien, das auf die zoologisch-botanischen und ethnographisch-kunsthistorischen Sammlungen des Arztes Anton Rollett sowie auf eine Schenkung seiner Erben im Jahr 1867 zurückging, konnte nur von 1. Mai bis 15. Oktober jeden Donnerstag und Sonntag von 15–18 Uhr besichtigt werden, ehe es 1912 im repräsentativen Rathaus der bisherigen Nachbargemeinde Weikersdorf eine bleibende Unterkunft fand²⁴⁹.

Die Beispiele zeigen die Bandbreite des kulturgeschichtlichen Kanons, an dem sich die meisten Stadtmuseen orientierten. Überall ging es um die Sammlung im weiten Feld von Alltags- und Hochkultur, um Zeugnisse für Geschichte, Gewerbefleiß und Kunstsinne der Stadt, überall um die Bewahrung von Versatzstücken gefährdeter natürlicher Ressourcen, überall um Abgrenzung gegenüber dem „Anderen“, wobei in Iglau die „deutsche Umgebung“ in der Sprachinsel bewusst einbezogen wurde. Gemälde, Waffen, Münzen, Wertpapiere, Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände aller Art, kunsthandwerkliche wie naturhistorische Objekte wurden von „uneigennütigen Männern [...] in selbstloser Hingabe ihrer Fachkenntnisse, Zeit und Geld“ inventarisiert, katalogisiert und dem Publikum zur „Belehrung und Anregung“ präsentiert²⁵⁰. Gelegentlich verließ man ausgetretene Pfade und konfrontierte die Besucher mit der Moderne. Hermann von Trenkwald war rühriger Kurzzeit-Direktor des Schlesischen Landesmuseums in der Provinzhauptstadt Troppau, das ins Jahr 1790 zurückreichte und durch die Munizipalität seines Protektors, des Fürsten Johannes II. von Liechtenstein, mit vielfältigen Beständen ausgestattet worden war. Trenkwald zeigte im 1895 eröffneten neuen Haus Werke der neu gegründeten Münchner Secession – sein Nachfolger beschränkte sich auf die gewohnte Kombination von kunsthistorischem Überblick und Dokumentation von landesspezifischen Entwicklungen. Eine Differenzierung der Museumslandschaft war nur in bedeutenderen Mittelstädten anzutreffen. Spezialmuseen waren selten. In Reichenberg hatte der Gewerbeverein schon seit 1841 eine Museumsgründung propagiert. „Ich habe eigenhändig die ganzen Stoffe aufgenagelt und in Hemdärmeln zwei Tage dort gestanden, wofür ich aber einen kolossalen Katarrh als Andenken erworben“, schrieb der Industrielle Ferdinand von Liebieg an seinen Vetter Johann, ehe das „Nordböhmische Gewerbemuseum“ 1873 in den provisorischen Dachräumen einer Schule eröffnet werden konnte. Die Zielvorstellung, dem Kunsthandwerk Vorbilder zu präsentieren und den Publikumsgeschmack zu verfeinern, bestimmte die Auswahl der Exponate. Mit „Erstaunen“ und „Überraschung“ registrierten vor allem auswärtige Besucher die hochwertigen Sammlungen von Gläsern, Porzellan, Textilien, Möbeln, Uhren und anderen Handwerksprodukten. Die seit 1905 angegliederte Gemäldesammlung, ein Vermächtnis Heinrich von Liebiegs, präsentierte „Glanzpunkte“

²⁴⁸ Zuletzt mit umfangreichen Literaturhinweisen BURGHARD GASPAR, Johann Krauletz – Sammler aus Leidenschaft und Berufung; in: FALKO DAIM, THOMAS KÜHTREIBER (Hgg.), *Sein & Sinn/Burg & Mensch. Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 2001 (St. Pölten 2001)* 394–400 sowie JOHANNES M. TUZAR, *Geschichte der Krauletz-Gesellschaft und des Krauletz-Museums*; in: EBD. 401–409.

²⁴⁹ FÜHRER DURCH DAS STÄDTISCHE ROLLETT-MUSEUM in Baden bei Wien (Baden 1910).

²⁵⁰ DIE GEMEINDE-VERWALTUNG IGLAU 1890–1894, 29 ff., 122 ff.

der österreichischen (Pettenkofen, Rudolf von Alt), der deutschen (Leibl, Menzel) und der französischen Malerei (Daubigny, Boudin) des 19. Jahrhunderts²⁵¹. In Budweis hatte man dem Museum einen Zeichen- und Modellersaal angeschlossen, welcher der Fortbildung des örtlichen Handwerks dienen sollte. Im 1901 eröffneten Neubau sollten die Geschenke des berühmten Afrika-Forschers Emil Holub eine zusätzliche Attraktion bilden. Die enge Verzahnung des Museumsvereins mit der Gemeindevertretung – Bürgermeister Josef Kneissl gehörte dem Museumsverein an, sein Bruder Johann war seit 1876 die treibende Kraft des Unternehmens – sowie die vielseitigen Verbindungen des Gründungskomitees, das sich von den großen Vorbildern Wien und Paris leiten ließ, sicherten dem Projekt zahlreiche Sammlungsobjekte und auch eine große Akzeptanz innerhalb der Bevölkerung²⁵².

7. Kleinstädtische Urbanität

Versteht man mit Jürgen Reulecke unter Urbanisierung auch die Herausbildung einer zunehmend städtisch geformten Lebensweise, so bedeutete dies für die Bewohner von Kleinstädten die Preisgabe von alten Gewohnheiten und Verhaltensmustern. Schon die Schuljugend war Adressat gezielter Disziplinierungsbestrebungen. Ein Blick in die Schulchronik von Sterzing aus den Jahren 1895 bis 1907 verweist auf eine breite Palette von Verstößen gegen Standards eines respektablen bürgerlichen und urbanen Benehmens und wohl auch auf die Imitation der Verhaltensformen von Erwachsenen: Raufen, ungebührliche Erregung von Lärm, Glücksspiele, Rauchen, Steinwürfe, Gasthausbesuche²⁵³. Doch auch die Erwachsenen sahen sich mit neuen Normen konfrontiert. Die Gemeinden untersagten das freie Umherlaufen bissiger Hunde ebenso wie das unbeaufsichtigte Abstellen von Pferd und Wagen, den Schweinetrieb durch die Stadt, das Trocknen von Wäsche an den straßenseitigen Fenstern, sie stellten das traditionelle Austrommeln von offiziellen Verlautbarungen ab und trafen zahlreiche neue Sicherheitsvorkehrungen, von Maßnahmen zur Vermeidung von Brandgefahr über die Schneeräumung und Streuung der Gehwege bei Glatteis bis zu Vorkehrungen gegen das Entkommen des Gemeindestiers, der noch 1868 in Pilsen mehrmals seinen Treibern entlief und bis in die Innenstadt gelangte²⁵⁴. Sie rügten grobes Benehmen gegenüber Fremden, aber auch „sportliche“ Betätigungen wie das Eisstockschießen, wenn es wie in Amstetten zum Missfallen hoher Gerichtsbeamter direkt vor dem Amtsgebäude gepflogen wurde²⁵⁵. Das Verschwinden tradierter Lebensrhythmen wurde umso schmerzlicher empfunden, wenn es von grundlegenden ökonomischen Veränderungen erzwungen wurde: „Die alten Bielitz-Bialer sind im Aussterben begriffen. Was von ihnen noch lebt, mutet die modernen fossil an. Die alte

²⁵¹ E. SCHWEDELER-MEYER, Das Nordböhmisches Gewerbemuseum; in: REICHENBERG 137.

²⁵² W. JOHANNKE, J. WODICZKA, Hundert Jahre Museum in Budweis. 1977; in: SEDLMAYER (Hg.), Budweis. 353–358.

²⁵³ ELISABETH LANGER-KOFLER, Aus dem Schulwesen von Sterzing seit 100 Jahren; in: STERZINGER HEIMATBUCH 506 f.

²⁵⁴ Bericht der *Pilsener Zeitung* vom 30. Mai 1868, zit. PILSEN 173.

²⁵⁵ PELZL, Amstetten 23, 125.

behäbige Tuchmachertracht ist dahin, der Dialekt ist tot, die Lieder vergessen [...], den Leuten der Sinn für Vergangenheit so vollständig abgestorben“, dass sogar ein Bürgermeister die zinnernen Zunftgefäße zum Klempner wandern ließ²⁵⁶.

Vergleichende Studien über urbane Leitkulturen vor 1914 belegen, dass sich die höhere Komplexität des kulturellen Lebens in den Metropolen in Richtung kleinerer Subzentren „verdünnt[e]“. Dies betraf besonders die Vielfalt und die organisatorische Ausdifferenzierung des kulturellen Systems. Dieser Vorgang vollzog sich weder einheitlich noch linear, sondern war von den vielfältigen Wechselbeziehungen bzw. der Verflechtung seiner Determinanten, wie etwa Politik, nationale Diskurse, Sozialprofil der Trägergruppen, Ästhetik u.a.m. bestimmt²⁵⁷. Gelegentlich erschöpfte sich kleinstädtische Kultur, wie ein Beobachter aus dem niederösterreichischen Horn in ironischer Zuspitzung bemerkte, „im Gesangverein, der nicht singt, [im] Kindergarten, der stets projiziert bleibt und [im] Fasching von zehn Wochen mit einem einzigen Ball“²⁵⁸. Die „Ruhe“, die für den „nervösen“ Großstädter zum Inbegriff seiner Sehnsüchte wurde, machte den Kleinstadtbürger „beinahe nervös“²⁵⁹. Auch so manche Chronik präsentiert die Kleinstadt bis in die siebziger Jahre als eine geschlossene kleine Welt, in der Vorgänge jenseits der Orts- oder bestenfalls der Bezirksgrenzen außerhalb des Blickfeldes blieben. Erst bei patriotischen Inszenierungen, beim Einsickern von Modernisierungsvorgängen, im Verlauf einer politischen Mobilisierung, die zu unterschiedlichen Machtkonstellationen auf der Ebene von Stadt bzw. Land führen konnte, oder im Zuge von wirtschaftlicher Stagnation wuchs das Interesse an überregionalen Phänomenen. Als Elisabeth, Herzogin in Bayern, 1854 als Braut Kaiser Franz Josephs die Donau abwärts nach Wien fuhr, „erdröhnten“ auch in Eferding „Pöllerschüsse und tausendstimmige Hochrufe“²⁶⁰. Als im gleichen Jahr auf der Pferdebahnstrecke Linz–Budweis der Dampfbetrieb aufgenommen wurde, strömte die Bevölkerung der südböhmischen Stadt „scharenweise“ dem Bahnhof zu, „Hüte und Tücher winkten ein freundliches Willkomm“, „alles drängte sich um die werten Gäste und die Lokomotive, dann eilte man befriedigt der Stadt zu, um die Wundermähr auch denen zu verkünden, welche der Ankunft nicht beiwohnen konnten“²⁶¹. Utopien eines umfassenden „Fortschritts“, eine Modernisierungseuphorie, eine zunehmende Weltoffenheit traten langsam neben eine ausgeprägte Bindung an Traditionen, Unbeweglichkeit, Rückwärtsgewandtheit, Vorliebe für kleinräumige Aktionen, wie sie auch als Charakteristika der kleineren „german home towns“ bzw. des Stadtbürgertums im „Alten Reich“ galten²⁶².

²⁵⁶ HANSLIK, Entstehung und Entwicklung von Bielitz-Biala 15 f.

²⁵⁷ REINHARD KANNONIER, HELMUT KONRAD, Einleitung; in: DIESELBEN (Hgg.), Urbane Leitkulturen 7–16.

²⁵⁸ KARL LIEBLEITNER, Die Entwicklung der Stadt Horn vom Ausgange des Mittelalters bis zum Weltkrieg; in: 48. JAHRESBERICHT DES GYMNASIUMS HORN 1919/20 (Horn 1920) 14.

²⁵⁹ ALOIS ZAUNBAUER, Wie ich Horn erlebte; in: Schola Hornana 10/1 (1933) 3–8.

²⁶⁰ COMMENDA, Aschach, Eferding, Waizenkirchen 154.

²⁶¹ DIE PROBEFAHRT VON LINZ NACH BUDWEIS AUF DER K. K. PRIV[ILEGIERTEN] EISENBAHN MIT DER LOKOMOTIVE „LINZ“; in: SEDLMAYER (Hg.), Budweis 331.

²⁶² MACK WALKER, German Home Towns. Community, state, and general estate 1648–1871 (Ithaca 1971).

Die Einstellung zu bestimmten Erscheinungsformen der „Moderne“ war freilich ambivalent. Sehnsüchtig erwarteten die meisten Gemeinden den Anschluss an das Telefonnetz. Seit das Textilunternehmen Hämmerle in Dornbirn 1881 die erste unternehmensinterne Fernsprechanlage der Monarchie in Betrieb genommen und sich Kaiser Franz Joseph anlässlich eines Besuchs von der Funktionstüchtigkeit des neuen Mediums überzeugt hatte²⁶³, bemühten sich vor allem Kaufhäuser, Industriebetriebe, Hotels und Freiberufler um Anschlüsse. Aufgrund der hohen Kosten wuchs aber die Zahl der Fernsprechteilnehmer in den ersten 15 Betriebsjahren (1891–1905) nur um durchschnittlich acht pro Jahr. Durch die begrenzten Dienstzeiten in den Vermittlungszentralen beim „Fräulein vom Amt“, aber auch durch Störungsanfälligkeit bei Gewittern und durch mutwillige Beschädigungen hatte das neue Nachrichtenmedium anfangs mit Kinderkrankheiten zu kämpfen. Doch die Möglichkeit zu einem unmittelbaren Informations- und Gedankenaustausch mit dem Gesprächspartner ließ das Telefon bald den Telegrafien überflügeln. Nur selten stieß die neue Kommunikationseinrichtung auf Widerstände wie etwa in Klagenfurt, wo Hausbesitzer 1891 die Anbringung von Dachständern ablehnten²⁶⁴. Während man das Fahrrad seit den späten sechziger Jahren überall als Sensation begrüßte und seine Schnelligkeit und leichte Lenkbarkeit bewunderte²⁶⁵, schlug dem Automobilismus, der um 1900 bis in die Kleinstädte vordrang, verschiedentlich Ablehnung entgegen. Die Besitzer solcher „Vehikel“ hatten anfangs mit allerlei Unbill zu kämpfen. Zu Reifendefekten, Pannen und Treibstoffproblemen kamen die Auseinandersetzungen mit Pferdefuhrwerkern sowie Kritik aus den Reihen der Bevölkerung. Manche Kurstädte lehnten den aufstrebenden Automobilverkehr als Störfaktor ab. Wilhelm von Opel musste während einer Fahrt nach Gastein all seine Redekunst aufbieten, um seine Schuldlosigkeit am Unfall eines Pferdepstuwagens zu beweisen. Er hatte alle Mühe, die mit Krampfen und Schaufeln „bewaffneten“ Bauarbeiter zu besänftigen²⁶⁶. Doch durch die Faszination von Technik, Tempo und Panoramablick wuchs, zumal bei rücksichtsvoller Fahrweise der Lenker, die Akzeptanz. Das niederösterreichische Horn verhängte zwar noch 1913 in der Innenstadt eine Geschwindigkeitsbeschränkung von 10 km/h, gleichzeitig aber lobte die *Waldviertler Presse* den pensionierten Oberleutnant Oswald, den ersten Besitzer eines Automobils in der Stadt, als Pionier und „rechtlich denkenden und edel gesinnten Menschen“²⁶⁷. Mit allgemeiner Neugier hingegen verfolgte man ungefähr zur selben Zeit den „Aufbruch des Ikarus“. In enger Kooperation von Militär, Politik, Wirtschaft und Stadtverwaltung entstand 1909 in Wiener Neustadt das erste Flugfeld Österreichs. Igo Etrich war einer der ersten Hangar-Mieter und 1910 unternahm Karl Illner den ersten erfolgreichen Flug mit der „Etrich-Taube“ nach Wien. Bei internationalen Flugwochen und Distanzflügen

²⁶³ FRANZ J. HUBER, 100 Jahre Telefon bei F. M. Hämmerle in Dornbirn. Die erste Fernsprechanlage in Österreich-Ungarn; in: Montfort 33 (1981) 164–171.

²⁶⁴ SKUDNIGG, Bürgermeister von Klagenfurt 310.

²⁶⁵ Z. B. über das erste Fahrrad in Pilsen im April 1869, PILSEN 174.

²⁶⁶ ZIMBURG, Geschichte Gasteins 335 f.

²⁶⁷ ERICH RABL, Von der Offiziersvilla zum modernen Feuerwehrhaus; in: FREIWEILLIGE FEUERWEHR HORN 1989 (Horn 1989) 66–75.

tauchten die Flugzeuge besonders über niederösterreichischen Gemeinden auf und erzeugten dort lebhaftes Erstaunen²⁶⁸.

Österreichs Klein- und Mittelstädte hatten bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges einen beachtlichen, teils durchaus eigensinnigen Modernisierungsschub durchlaufen. Ihre Bewohner entwickelten aus den Herausforderungen der letzten Jahrzehnte ein gesteigertes Identitätsbewusstsein. Parallel und in enger Fühlung zur Metropolen-Moderne strebten sie erfolgreich einer Form kontrollierter Urbanität entgegen, die Problemzonen einhegte und überschaubar hielt. Eine ungebremszte Zunahme der Unterschichten wurde vielfach erfolgreich vermieden, Aufsteiger und Leistungsträger verstärkt in die kommunale Partizipation integriert. Die Wachstumschancen von Gewerbe und Handel erschienen durch die Verkehrsanbindung des klassischen Bahnnetzes und der oft in Eigenregie betriebenen Lokalbahnen gesichert, elektrische Energie wurde im lokalen Raum erzeugt und machte von dem Preisdiktat privater Gesellschaften und von der Versorgung großstädtischer Energieträger unabhängig. Örtliche Absatzmärkte erweiterten sich dank steigenden Wohlstands, entlegene Abnehmer blieben gut erreichbar und wurden durch Vermarktungsnetze des rasch wachsenden Genossenschaftswesens angesprochen. Aus dem vergleichenden Blick auf die Großstädte schätzten die Menschen zunehmend die „maßvolle Urbanität“ klein- und mittelstädtischer Räume, wo sich die Vorzüge von Stadtleben und Naturnähe verbinden ließen, während die negativen Seiten des „Molochs Großstadt“ nur in Ansätzen spürbar wurden. „Wer in Klagenfurt immerfort lebt, bedarf gar keines besonderen Sommeraufenthaltes“, da es „mit den Freuden des Stadtlebens alle Reize des Landaufenthaltes verbindet“, betonte der Priester Vinzenz Rizzi bereits 1855 in einem Feuilleton²⁶⁹, und ein romantischer Rückblick auf die Kindheit um 1910 verklärte das „Band [...] zwischen der Stadt und dem See“²⁷⁰.

Das Gefühl provinzieller Rückständigkeit, unter dem Kleinstadtbürger noch um 1880 leiden mochten, schwächte sich im Blick auf gepflegte Ortsbilder, repräsentative Rathäuser, freundliche Parkanlagen, gepflasterte Straßen, funktionale Infrastrukturen und das wachsende Kultur- und Unterhaltungsangebot der eigenen Lebenswelt deutlich ab. „Es war eine friedvolle Welt“, bilanzierte der Schriftsteller und Komponist Wilhelm Waldstein seine Jugend in Wiener Neustadt²⁷¹. Landschaftliche Qualität und Naturnähe sicherten Kleinstädten einen starken Anteil im aufstrebenden Tourismus, der für Österreich nach jahrzehntelanger Verspätung gegenüber der Schweiz zur zentralen Einnahme- und Imagequelle wurde. Der Tourismus stärkte das Selbstbild der Kleinstädte, die sich über den Blick und dank des Zuspruchs ihrer Gäste als „schön“ definieren durften. Der Fremdenverkehr war nicht nur für Orte und Städte des Alpenraums ein schier unerschöpfliches Imagereservoir, die von großstädtischen, oft sozial hochgestellten Gästen besuchten

²⁶⁸ GERHARD BERKA, *Der Aufbruch des Ikarus. Soziologie der Flugtechnik von den Anfängen bis zur Industrialisierung des Flugzeugbaus um 1914*, phil. Diss. (Wien 1992).

²⁶⁹ NUSSBAUMER, *Alt-Klagenfurt* 57.

²⁷⁰ HERBERT STRUTZ, *Klagenfurt – Erinnerung und Gegenwart*; in: *DIE LANDESHAUPTSTADT KLAGENFURT II* 347 ff.

²⁷¹ WALDSTEIN, *Das gerettete Erbe* 25.

Saison- und Kurstädte waren „Weltbühne und Naturkulisse“ zugleich²⁷². Der Aufstieg des Begriffs „Heimat“, die starke Aufwertung von Landschaft und Region nach 1900, kamen vor allem Klein- und Mittelstädten entgegen. Sie schienen sich am besten jenem schwebenden Zustand zwischen maßvoll bebautem Raum, ortsgebundener, nur leicht urbanisierter Architektur und Naturnähe zu nähern, der im ungemessenen Wachstum der Moderne Halt und Versöhnung bot. Eine solche Balance galt, wie es ein Troppauer Bürger in verklärender Rückschau formulierte, als bürgerlicher Erfolgsnachweis, der auch die feinen Unterschiede zwischen Provinzhauptstädten und kleineren Gemeinden betonte:

„O unser ‚schlesisches Graz‘, die Stadt der Schulen und Pensionisten, war in der guten, alten Zeit [...] richtig bürgerlich-behaglich [...]. Nicht zu klein und spießbürgerlich, um die Fehler einer Kleinstadt zu haben, wo einer den anderen sozusagen in den Topf guckt, und nicht zu weiträumig, um wie eine Großstadt zu wirken, wo man außerhalb seines Bezirkes schon unbekannt ist [...] Seine Bewohner waren, bei allem Sinn für ein ruhiges Leben abseits der großen Verkehrsadern der Monarchie, voller Interesse für die Ereignisse der Welt und für die Fortschritte der Kultur und Wissenschaft. Sie konnten auf das Aufblühen ihrer Stadt, auf die Ergebnisse ihres handwerklichen Fleißes, auf die Erfolge ihrer besten Söhne auf allen Gebieten des Lebens auch mit Recht stolz sein.“²⁷³

Solche Versöhnungs- und Harmonisierungswünsche waren freilich auch im kleinstädtischen Raum Österreichs nur begrenzt einlösbar. Wohl zeigen sich das unverkennbare Bemühen um die subsidiäre Linderung von Krankheit und Armut durch karitative Vereine und private Stiftungen, eine demonstrative Anteilnahme bei Unglücks- und Todesfällen sowie eine großzügige Hilfsbereitschaft bei Elementarkatastrophen. Der Spruch „Hall versinkt, Innsbruck verbrinnt, Sterzing ertrinkt“ umreißt die wichtigsten damaligen Gefahrenquellen²⁷⁴. Eine ausgeprägte, patriotisch unterlegte Solidarisierung war auch während der Kriege von 1859 und 1866 zu beobachten, als der Durchzug und die Einquartierung von Soldaten, die Schrecken der Niederlage, das Elend der geschlagenen Truppen, die Plünderungen, Gewalttaten und Epidemien im Verlauf der Besetzung (1866 in Teilen von Böhmen und Mähren) auch den Kleinstädtern die Augen für die internationale Politik öffneten²⁷⁵. Wer kleinstädtische Gesellschaften aus der Nähe betrachtet, bemerkt in den kleinen Räumen der späten Monarchie aber auch die ortsspezifischen Ausläufer von Nationalitätenkonflikten und Weltanschauungskriegen, registriert die unerbittlichen Machtkämpfe zwischen machthungrigen Honoratioren, stößt auf Opportunismus, Diffamierungen und Korruption, entdeckt die Dichte sozialer Kontrollnetze, den erzwungenen Verzicht auf Privatheit und Anonymität, den Hang zu Standesdünkel,

²⁷² HANNES HAAS, REINHARD BACHLEITNER (Hgg.), *Weltbühne und Naturkulisse. Zweihundert Jahre Salzburg-Tourismus* (Salzburg 1994).

²⁷³ FLORIAN WEINHOLD, *Erinnerungen an das alte Troppau*; in: RUDOLF MADER (Hg.), *Unser Troppau. Ein Heimatbuch* (Bamberg 1950) 48.

²⁷⁴ KRAMER, *Sterzing* 439.

²⁷⁵ Vgl. exemplarisch FRANZ FRITSCHER, *Gedenkbuch der Stadt Mährisch-Trübau* (Prag 1868) 87–110.

erkennt die Diskrepanz zwischen kulturellen Ambitionen und ihren Realisierungsmöglichkeiten, begegnet den Opfern der Modernisierungszwänge, sieht die tiefe Scheidelinie sozialer Differenzen. Im Selbstverständnis vieler Bewohner und aus der Perspektive zahlreicher Großstädter bildeten, wie Hermann Glaser anhand von literarischen und autobiographischen Texten belegt hat²⁷⁶, die Klein- und Mittelstädte Orte der Sehnsüchte, heimelige Refugien überschaubarer Harmonie und Entrücktheit. Hinter den Fassaden lauerten jedoch auch Pedanterie, Selbstzufriedenheit, Dünkel, Eitelkeit, Borniertheit und Misstrauen gegenüber Neuerungen. Als eigenständige soziale Räume zwischen Dorf und Großstadt waren Klein- und Mittelstädte in ihrer ganzen Variationsbreite und in vielfältigen Abstufungen nicht nur Idyllen und geglückte Kompromisse zwischen Metropole und Dorf, zwischen Moderne und Tradition, sondern auch Sphären von Engstirnigkeit, Saturiertheit, Interessengegensätzen, gesellschaftlichen Konflikten, Diskriminierungen und unerfüllten Träumen.

²⁷⁶ GLASER, Kleinstadt-Ideologie 65 ff.